Aus alter Zeit.

Aus alter Zeit.

Zwei Wartburgsgeschichten:

„Die heilige Elisabeth," und: „Martin Luther,"

von

Heinrich Schwerdt.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke.
1858.

Die heilige Elisabeth.

Geschichtliche Erzählung aus dem Mittelalter.

Es war eine wundervolle Nacht. Kein Lüftchen regte sich. Der Mond schwamm auf der stillen See, die in langsamen, regelmäßigen Pulsen ihre Brandung an's Gestade rollte. Von den fernen Küsten blitzte es herüber, man wußte nicht, waren es einzelne Sterne tief am Horizont oder die flackernden Leuchtthürme, die rings das Elbufer umsäumen.

Ich stand auf einer Düne, an deren Fuß der kräuselnde Schaum der immer höher steigenden Wogen leckte, und lauschte mit stummem Entzücken der leisen, märchenhaften Melodie, in welcher das Meer seine geheimnißvollen Lieder sang. Dort, zwischen den Schiffen, die in süßem Schlummer vor Anker lagen, huschten noch einige Fischerkähne über das stille Gewässer, in dem sich die funkelnden Sterne der lauen Sommernacht spiegelten, während zuweilen aus dem nahen Badehaus die schrillen Töne einer lustigen Tanzmusik herüberschallten.

Dem Ufer des Meeres so nah', des langersehnten Meeres, litt es mich nicht in den engen Räumen des Hauses. Mir war das Herz so weich, so voll, daß es mich aus dem wilden Jubel der fremden Menschen in die stille Umarmung der Nacht hinaustrieb.

Dort wandelte ich auf den hohen, schräg geböschten Dämmen, mit denen menschliche Vorsicht die Gewalt der Meereswogen zu brechen sucht, oder stand, von unaussprechlichen Gefühlen durchzittert, neben dem festgemauerten Leuchtthurm, von

dessen schwindelnder Höhe die Töne der regelmäßig auf- und absteigenden Lichtblende melancholisch herniedersurrten.

Da legte sich eine leise Hand auf meine Schulter, daß ich, fast erschrocken, einen Schritt zurücktrat. Im hellen Schimmer des Mondes stand eine lange Gestalt neben mir und blickte mir schweigend in's fragende Auge. Alsbald erkannte ich sie. Es war einer der Schiffsgefährten, welcher die heutige Extrafahrt von Hamburg nach Kuxhaven mit mir gemacht hatte. Der schwarzgekleidete Mann mit seinem blonden, schlicht herabfallenden Haar hatte wie angenagelt auf dem Verdeck des alten Dampfers gestanden, der uns keuchend die Elbe hinabtrug, ohne der fröhlichen Gesellschaft, die sich zur Lustfahrt zusammengefunden, auch nur einen Blick, geschweige denn ein Wort zu gönnen. Die ernsten, bleichen Züge unter dem schwarzen Quäckerhut waren mir aufgefallen, obschon ich mit dem stillen Gefährten in keine nähere Berührung kam. Jetzt erkannte ich sie wieder, diese bleichen Züge, die das stille Mondlicht mit einer wundersamen Verklärung überhauchte.

Er hielt den breiten Hut wie betend in den Händen. Dann streckte er den Arm über die Böschung des Dammes hinab und flüsterte aus tiefster Brust herauf: „Der Geist Gottes schwebet auf dem Wasser."

Ich wußte nicht, was ich auf diese seltsame Anrede erwiedern sollte.

Da schallte aus dem Cuxhavener Badehaus ein wildes Jauchzen herüber; denn man trieb dort einen lustigen Mummenschanz, um die Gäste, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, mit abenteuerlichen Ergötzlichkeiten zu unterhalten.

Jetzt löſ'te sich das Band meiner Zunge und ich sagte, nach dem Gasthaus deutend: „Da drinnen aber scheint der heilige Geist keine Stätte zu haben!"

„Darum bin ich herausgeflüchtet in den hehren Tempel, den sich der Allmächtige gebaut."

„So scheinen wir, entgegnete ich lächelnd, mit einander zu harmoniren. Der wundervolle Anblick des weiten, tiefen Meers mit seinen nächtlichen Geheimnissen erfüllt mir das Herz mit unendlicher Wonne, mit einer träumerischen Sehnsucht, der ich keine Worte geben kann."

Da streckte mir der räthselhafte Mann die Hand entgegen, in die ich schweigend die meinige legte.

In stiller Nacht, am fernen Gestade der Nordsee hatten zwei Männer einen Freundschaftsbund geschlossen, der tiefer wurzelte und fester hielt, als die flüchtigen Brüderschaften, welche im Badehause von zusammenklingenden Punsch- und Weingläsern gekittet wurden.

Noch lange wandelten wir auf und ab, bis der erste Strahl des Morgens durch die weißen Nebelschleier blitzte, die sich auf das Wasser gelagert hatten.

Nach und nach tauschten wir unsere Namen aus und schweiften mit unseren Gedanken in die ferne Heimat.

Der ernste Mann, der die zwanziger Jahre kaum überschritten hatte, stammte aus Süddeutschland und hieß Thomasius. Er hatte sich dem Dienst der inneren Mission gewidmet und war nach Hamburg gereis't, um sich in dem heiligen Berufe, den er mit schwärmerischer Neigung ergriffen, im „Rauhen Hause" weiter auszubilden. Wichern, der gottbegeisterte, war ihm ein leuchtendes Vorbild, wenn er auch beklagte, daß sich derselbe aus seiner Anstalt zurückgezogen habe, um in einem größeren Wirkungskreise thätig zu sein.

Auf der Rückfahrt nach Hamburg, die in der frühesten Morgenstunde angetreten wurde, hatten wir Zeit genug, unsere gegenseitigen Ansichten und Bestrebungen auszutauschen.

Das Wetter war umgeschlagen. Ein dichter Nebel lagerte auf dem Elbstrom. Der Steuermann, so weit die Blicke reichten, lugte besorglich nach allen Seiten, daß er die rechte Fahrstraße halte. Ein feiner, kalter Regen rieselte vom grauen

Himmel herab und trieb Alle, die nicht mit der Leitung des Schiffes betraut waren, in den sichern Versteck der Kajüten. Dort lagerten die Passagiere, welche die Nacht durchschwärmt, wie geschichtete Häringe, entweder in tiefem Schlaf oder in ächzendem Taumel. Andere suchten, um den bösen Geist der Langeweile zu bannen, an's fröhliche Ende den fröhlichen Anfang zu knüpfen, indem sie mit übernächtigem Gähnen und trüben Augen tranken und spielten.

Ich hatte mit meinem jungen Freund ein Sopha erobert, das in dem äußersten Winkel der ersten Kajüte stand. Wer einen Platz gewonnen, mußte ihn zu halten suchen, wenn auch die dumpfige Schwüle des engen Raumes wie ein drückender Alp auf der Brust lag und das stampfende Schaukeln des Schiffes wie ein Vorbote der gefürchteten Seekrankheit an manchen schwachen Magen klopfte.

Wir plauderten mit einander, so gut es eben gehen wollte. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Thomasius erzählte mir von der Rettungsanstalt, worin er bis jetzt gewirkt, und rühmte die gottgesegnete Thätigkeit der innern Mission mit begeisterter Zunge. Ich stimmte ihm von ganzem Herzen bei, wenn ich mich auch mit mancherlei Auswüchsen dieser neumodischen und doch uralten Bestrebungen nicht einverstanden erklären konnte.

„Wozu schon, sagte ich, der absonderliche Name, mit dem sich das Volk niemals befreunden wird? — Alle gute Menschen, vom christlichen Lebenshauche, vom Lebenshauch der helfenden und rettenden Liebe, von dem A und O des Evangeliums durchdrungen, haben von jeher innere Mission getrieben. Wozu denn also dieß Gepränge mit einem christlichen Werke, dem ganz eigentlich das Wort des Apostels gilt: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze?" — Ist es aber immer und überall diese Liebe, diese sich selbst

verleugnende, demüthige Liebe, die in den Bestrebungen der inneren Mission zu Tage tritt? — Es ist wahr, sie hat durch ihre Rettungsanstalten, durch ihre Armen- und Krankenpflege unendlichen Segen gestiftet. Hinter den frommen, salbungsvollen Worten aber, womit sie ihr gottgefälliges Werk betreibt, guckt nicht selten die Fratze eines geistlichen Hochmuthes hervor, der in den engen Grenzen einer abgeschlossenen Gläubigkeit das Heil der Welt zu finden meint. Die Schrift bezeugt, das Herz bestätigt es: „In Christo gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist." Wenn diese christliche Liebesthätigkeit in allen Schichten des Volkes lebendig werden, wenn sie dem Geschlecht der Gegenwart, das freilich seine begehrlichen Blicke vorzugsweise auf die lockenden Gestalten des Gewinnes und des Genusses richtet, Herzen und Hände öffnen soll, so darf man es nicht zu den Ansichten und zu den Formeln abgestorbener Jahrhunderte zurückdrängen, darf es nicht in einseitige Parteibestrebungen ein- und abschließen wollen."

Mein junger Freund saß wie auf Kohlen, ich sah es ihm an. Zu wiederholten Malen wollte er mir die Rede abschneiden. Ich bat ihn, mich aussprechen zu lassen.

Jetzt harrte ich seiner Entgegnung. Aber es lag ihm so schwer auf der Brust, daß er sich erhob und eins der kleinen Kajütenfenster öffnete, damit ein frisches Lüftlein ihn erquicke.

Kaum war dieß geschehen, als eine Sturzwelle schäumend durch die Lucke schlug und uns mit ihrem trüben Wasser überspritzte.

Ein allgemeines Gelächter begleitete unsere unwillkürliche Taufe. Die Unterhaltung war gestört. Da der Regen nachgelassen hatte und einzelne Sonnenstrahlen durch die zerrissenen Wolken blickten, flüchteten wir auf's Verdeck, damit der Luftzug unsere nassen Kleider trockne.

Bald darauf läutete die Schiffsglocke und das Musikchor,

das uns begleitet hatte, begrüßte mit einer lustigen Fanfare den nahen Hafen.

Auf der Landungsbrücke in Sanct Pauli trennten wir uns, nachdem ich meinem jungen Freund das Versprechen gegeben, ihn morgen nach Horn zu begleiten, um die segensreiche Wirksamkeit des Rauhen Hauses mit eigenen Augen zu sehen. —

Wahrhaftig, die ländliche Anstalt, die Wichern dort begründet hat, um verwahrlos'te Kinder zu guten, brauchbaren Menschen zu erziehen, und die rührende Sorgfalt, mit welcher diese Kinder in den verschiedenen Abtheilungen des weitläufigen Gartens überwacht, gepflegt und gebildet werden, erfüllte mich mit einer Freude, die um so größer und tiefer war, je frecher und abschreckender die sittliche Verworfenheit in einzelnen Straßen der reichen Handelsstadt mir entgegengetreten.

Als wir unsern Umgang beendigt hatten, sah mich Thomasius mit leuchtenden Augen an. „Und ist das nicht ein gottgefälliges Werk?" fragte er hastig, indem er wieder seine Hand auf meine Schulter legte.

Dieß bestätigte ich aus vollem Herzen, konnte mich jedoch nicht enthalten, die Bemerkung einzuflechten: „Meinen Sie denn aber, daß solche Anstalten erst durch die Vereine der inneren Mission entstanden sind? Sie hat allerdings ihren wohlthätigen Bestrebungen durch frommes Zusammenwirken Plan und Halt gegeben — und das ist rühmend anzuerkennen, weil nur durch vereinte Kräfte ein großes Ziel erreicht werden kann. Aber sie hat ihnen auch das Gepräge ihrer religiösen Parteirichtung aufgedrückt und dadurch viele Herzen der guten Sache entfremdet. Hat sich doch schon Pestalozzi mit aufopfernder Liebe der armen Kinder angenommen, und der edle Fellenberg ist in seinen Fußstapfen gegangen, und Viele, Viele vor und nach ihnen haben die Verlorenen gesucht, die Traurigen getröstet, die Kranken gepflegt, die Schwachen gestärkt, ohne sich zu den Vereinsstatuten der inneren Mission verpflichtet zu haben.

Denken Sie nur an die Hospitäler, die schon im Mittelalter gegründet wurden; denken Sie nur an die heilige Elisabeth, welche in den „Werken der Barmherzigkeit“ fortlebt, die sie mit einem schwärmerischen Eifer, mit einer sich selbst verleugnenden Demuth geübt und verrichtet hat, daß noch jetzt alle barmherzigen Brüder und Schwestern sich ein Muster daran nehmen können.“

„Eben darum —“ unterbrach Thomasius meine eifernde Rede — suchen wir auch unabläßig das abgewichene Volk zur Glaubensinnigkeit der alten Zeit zurückzuführen.“ Und er hob seine Arme empor und rief mit zürnenden Blicken: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht umkehrt, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen!“

Jetzt ahnte ich erst, in welcher Schule mein junger Freund herangebildet war. Aber ich wußte auch, daß sich mit dergleichen Starrköpfen nicht streiten läßt. Will man sie mit Gründen widerlegen, so muß man eben die Vernunft zu Hülfe nehmen. Das ist aber eben der „teuflische Bundesgenosse,“ dem sie mit triumphirender Selbstgenügsamkeit zürnen: „Hebe Dich weg von mir, Satan!“

Ich verzichtete auf eine scharfe Entgegnung, die mir auf der Zunge prickelte. Lächelnd ergriff ich die Hand des „Bruders,“ wie er in der Missionsanstalt benannt worden war, und sagte ruhig: „Lassen wir das! Jede Zeit hat ihre Schwächen und Gebrechen: gewiß auch die unsere. Ob sie aber eine gottgefälligere, lebenskräftigere, glücklichere Gestaltung gewinnen mag, wenn sie in das gleißnerische Gewand mittelalterlicher Zustände sich hüllt? — Die heilige Elisabeth ist eines der edelsten Frauensbilder, das uns aus dem Rahmen der thüringischen Geschichte entgegentritt: und dennoch, wer mag ihren schwärmerischen Glaubenseifer, ihre verschwenderische Wohlthätigkeit, ihre rücksichtslose Demuth, ihre blinde Unterwerfung nicht blos

unter die Satzungen, auch unter die Ruthe einer stolzen Priesterzucht als nachahmungswürdiges Muster empfehlen?"

Mit diesen Worten hatte ich meinen Hut ergriffen, um mich zu verabschieden. Thomasius begleitete mich zwischen den reizenden Gärten hindurch, die den Weg von Horn bis Hamburg schmücken. Geflissentlich lenkte ich unser Gespräch auf die nächsten Umgebungen und pries die mannichfachen Schönheiten, die uns überall entgegentraten. Thomasius schlug die Augen nieder und seufzte: „Auswendig hübsch, aber inwendig voller Unflath und Todtengebeine."

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren, fühlte aber auch die ernste Wahrheit, die in diesem Spruche lag.

Wir schritten schweigend fürbaß. Endlich fragte ich meinen Begleiter, ob er meine Heimat kenne, das schöne Thüringerland mit seinen Bergen und Burgen, mit seinen Wäldern und Feldern, mit seinen Sitten und Sagen? Er verneinte es, fügte jedoch hinzu: Mein Reiseplan ist so geordnet, daß ich es, so Gott will, auf meinem Rückweg berühren werde."

„Dann dürfen Sie an meinem Hause nicht vorübergehen!" bat ich, ihm die Hand entgegenstreckend. „Sie gönnen sich unter dem schlichten Dach, auf das die fernen Zinnen der Wartburg herniedergrüßen, einen stillen Rasttag und ich führe Sie dann auf unsere Berge und durch unsere Thäler und erzähle Ihnen die alten Geschichten, die sich da ereignet haben."

„Auch von der heiligen Elisabeth?" fragte er lächelnd, indem er freundlich meine Hand ergriffen hatte.

„Auch von der heiligen Elisabeth, — gewiß! Geht doch in Thüringen, und vorzugsweise in Eisenach, noch jetzt ihr Name von Mund zu Mund, obschon mehr als sechshundert Jahre über ihre Gruft dahingezogen. Die Stätten, wo sie gewandelt gewirkt und geduldet, werden von der dankbaren Nachwelt fort und fort in Ehren gehalten. Lehrer erzählen ihren Schülern,

Mütter ihren Töchtern von der holdseligen, schwergeprüften Dulderin, die dem Heiland ihre Fürstenkrone zu Füßen legte und für das arme Volk ein Engel der Milde und des Segens ward. Selbst Kinder drängen sich herzu und lauschen den wunderbaren Mären, womit die geschäftige Sagendichtung Elisabeth's rührende Geschichte ausgeschmückt."

„Topp, ich komme!" sagte mein Begleiter. — —

Und er kam.

Als schon der Herbst die Blätter färbte, klopfte ein leiser Finger an meine Thür. Sie that sich auf, und Thomasius, der fromme Reisegefährte, stand vor mir.

Unsere Ansichten gingen weit auseinander. Aber der junge Mann war ein Herz ohne Falsch. Das glühte aus seinen blauen Augen, das sprach aus jedem seiner Worte. Er meinte es treu und ehrlich mit sich, mit der Welt, mit dem Himmel. Darum war er mir lieb und theuer geworden, und ich begrüßte den werthen Gast, den ich kaum noch erwartet hatte, mit herzlicher Freude.

Nun plauderten wir von der seligen Nacht, die wir im fernen Norden mit einander gefeiert; und wie die glänzenden Möven, welche damals unser Schiff umschwippten, so flogen und zogen freundliche Erinnerungen an unserm inneren Auge vorüber. Dann erzählte mir Thomasius von den reichen Erfahrungen, die er im Rauhen Hause gesammelt, und von den weitausgreifenden Plänen, die er zum Heil des armen Volkes zu verwirklichen gedachte.

Des andern Morgens — es war ein stiller, sonniger Oktobertag — ergriffen wir unsern Wanderstab und schritten der Wartburg zu, die von ihrem waldbekränzten Felsenthron gar stattlich auf uns niederschaute.

Thomasius war entzückt, als ich ihn an den stillen Hainteichen vorüber und zwischen grünumzäunten Waldgärten hindurch auf verwitterten Felsenstufen aufwärts führte. Links, in

der Tiefe, lachte das buschige Hellthal, wo Luther einst Erdbeeren gesucht und arme Häslein gejagt; rechts starrten gewaltige Steinmassen wie riesige Mauern empor. Von dem Gipfel des Berges aber grüßten die alten Zinnen in ihrem verjüngtem Schmucke wie ein weithinstrahlender Leuchtthurm in dem grünen Meer der Berge und Wälder.

Des Freundes Blicke glühten und hörbar klopfte sein Herz, als wir durch das düstere Thorgewölbe schritten. Es war, als zittere auf seinen schweigsamen Lippen der alte Spruch: Die Stätte, darauf du stehest, ist heiliges Land. Und fürwahr, Thüringens Landgrafenschloß, die harfendurchrauschte Sängerburg, wo die Wiege der edelsten Fürstengeschlechter stand, wo kühne Ritter sich getummelt, mildherzige Frauen geliebt und geduldet, wo ein Licht aufging, das die Macht der Hölle nicht überwältigen kann, wo die Flammen gottdurchglühter Begeisterung Jünglingsherzen und Männergesänge durchwehten, wo die besten Männer unseres Volkes getagt und die Sage sich ein duftiges Blumenbeet bereitet hat, — ist nicht die Wartburg gleichsam die Krone aller deutschen Berg- und Fürstenschlösser?

Mein junger Freund schwelgte in der großen, wunderreichen Vergangenheit.

Als er aber auf dem Burghof die Maurer und Steinmetzen hämmern und klopfen, als er das wirre Geräusch der Arbeiter hörte und fast in allen Räumen geschäftige Hände sah, den stolzen Bau in seiner alterthümlichen Pracht zu erneuern; — als der Führer, der uns die Herrlichkeiten der ehrwürdigen Veste gezeigt, die Hand aufhielt, um seinen klingenden Lohn zu empfangen: — war es da nicht, als ob die Fittiche seiner Begeisterung gelähmt würden? als ob die schönen Träume, mit denen er der alten Burg genaht, vor dem störenden Treiben der Gegenwart wie Schattenbilder zerrännen? — Selbst die Kapelle in ihrem neuen Schmuck, er fühlte sich darin nicht heimisch. Die bunten grellen Farben verletzten sein Auge und

sein Gemüth. Nur von den Bildern der Elisabethengalerie vermochte er sich kaum zu trennen. Obwohl in neuester Zeit gemalt, tragen sie doch ein so eigenthümliches Gepräge der alten Legenden- und Heiligenbilder, daß sich Thomasius nicht satt daran sehen konnte. Von den Strahlen der Sonne vergoldet, die durch rothe Fenstergardinen fielen, schwammen sie in einer magischen Verklärung.

Dadurch war die Geschichte der heiligen Elisabeth vor seinen Augen gleichsam lebendig geworden.

Als wir die Burg verlassen hatten und mit raschen Füßen den steilen Felsenweg niederschritten, mahnte er mich an das Versprechen, das ich ihm einst gegeben, das Leben und Streben der frommen Dulderin an seiner Seele vorüber zu führen, damit jene todten Gemälde gleichsam Fleisch und Blut gewännen.

Statt der Antwort geleitete ich ihn auf einem schmalen Waldpfad zum nahen Elisabethenbrunnen. Die frische Quelle, die unter einer künstlichen Steinwölbung springt, war verschlossen; aber das Plätzchen, im Schatten des flüsternden Waldes, war so still und traut, daß wir uns auf einer bemoos'ten Steinbank niedersetzten. Und nun erzählte ich, wie Elisabeth, die jugendliche Landgräfin, in ihrer glaubensfreudigen Liebesthätigkeit die Armen und Kranken mit eigener Hand in jener Quelle gebadet und wie späterhin die Gläubigen zu diesem Brunnen gepilgert, um Leib und Seele daraus zu erquicken. Dann zeigte ich dem lauschenden Freund die verwitterte Felsgasse, die oberhalb des Brunnens zu der Stätte führt, wo Elisabeth's Alles aufopfernde Milde eine Zelle baute, darin die Armen und Gebrechlichen der nahen Stadt, die das steile Haupt des Schloßberges nicht zu erklimmen vermochten, ihre Spenden empfingen. Als sie bald darauf in Eisenach das Annenhospital gründete (1226), das noch heutiges Tages neben dem Georgenthore steht und sechs Jahrhunderte hindurch gar manchen Seufzer ge-

stillt, gar manchen trüben Lebensabend gelichtet hat, verfiel die kleine Zelle am Elisabethenbrunnen; aber Friedrich der Ernsthafte ließ zum Ehrengedächtniß seiner frommen Aelternmutter an derselben Stätte eine Kapelle erbauen, darinnen sechs Barfüßermönche Tag und Nacht gebetet haben. Dieß Minoritenstift, welches die dankbare Verehrung des Volkes „Elisabethenkloster" genannt, ward in der Reformationszeit zerstört, indem man das Gestein zum Aus- und Umbau der nahen Burg verwendete und verschwendete, so daß jetzt in dem wuchernden Gebüsche kaum noch Spuren der einstigen Baufundamente ersichtlich sind.

Während dieses Gespräches hatte sich die Sonne hinter den westlichen Bergen versteckt. Der Herbst machte sein Recht geltend. Eine kühle Abendluft durchschauerte uns.

Wir suchten den Rückweg. Thomasius lebte und webte in der „alten schönen Zeit." Den stillen Reizen der Natur, die der sinkende Abend mit goldenen Streiflichtern überzog, schenkte er kaum einen flüchtigen Blick. Ich mußte ihm versprechen, noch einige Bilder jener glorreichen Vergangenheit vor seinen Augen zu entrollen.

Aber — es kam nicht dazu. Eine fröhliche Gesellschaft hatte uns eingeholt. Es waren Freunde, die mich lange nicht gesehen. Sie begleiteten uns bis auf den Bahnhof, wo Thomasius den nächsten Eisenbahnzug erwartete, um seiner Heimat zuzueilen.

Dort, in dem lauten Treiben der nüchternen Gegenwart, war nicht Zeit noch Ort, die geheimnißvollen Gestalten der Vergangenheit heraufzubeschwören. Thomasius beklagte dieß schmerzlich.

Da tröstete ich ihn mit dem abermaligen Versprechen, daß ich einige Züge aus dem Leben der heiligen Elisabeth niederschreiben und ihm zuschicken wolle. Ohnehin war ich vor Kurzem in den Besitz einer alten Chronik gekommen, die gar schöne

Mären, wie ich sie in andern Büchern kaum gelesen, aus jener Zeit mittheilt.

Thomasius nahm dankbar mein Erbieten an.

Wir schieden, — vielleicht auf Nimmerwiederseh'n.

Aber mein Versprechen hab' ich gehalten. Die nachfolgende Erzählung ist ein Auszug aus jener Chronik, nach meiner Art und Weise zugestutzt. Ich theilte sie dem Freunde mit. Ob sie in seine Hände gekommen? ob ihn die romanhaftgefärbte Geschichte nicht angesprochen? ob er meiner vergessen hat? — Ich weiß es nicht. Er hat mit keinem Worte meiner Erzählung gedacht. Nur so viel hab' ich vernommen, daß er in seiner Heimat ein Elisabethenstift gegründet, in welchem junge Mädchen höherer Stände, die es über sich gewinnen mögen, der Welt zu entsagen und dem Wohl der leidenden Menschheit Leben und Streben zu opfern, für den Dienst der inneren Mission im frommen Eifer vor- und zubereitet werden. Die ersten, die er aufgenommen, sollen als „barmherzige Schwestern" Elisabeth, Jutta, Irmengard und Isentrud genannt worden sein.

Die Geschichte aber, die ich für Thomasius niederschrieb, lautet also:

Die heilige Elisabeth.

I.

In Preßburg, der schönsten Stadt des Ungarlandes, wogte ein reges Leben. Landgraf Ludwig von Thüringen war mit seiner Gemahlin Elisabeth und mit einem glänzenden Gefolge allda eingezogen. Das Volk hatte eine lange Gasse gebildet, um mit neugieriger Freude das junge edle Fürstenpaar, die stolzen Ritter in ihren blitzenden Harnischen, die schönen, reichgeschmückten Frauen auf ihren tanzenden Zeltern und den bunten Troß der fremden Knechte anzustaunen. Aller Augen aber hingen mit unverkennbarer Liebe an Elisabeth, der frommen Landgräfin, die mit gerührtem Lächeln nach allen Seiten holdselig grüßte, während stille Zähren über ihre leicht gerötheten Wangen rollten. War sie doch ein Kind des Landes, das sie nun seit vielen Jahren nicht gesehen!

Die fremden Gäste, die aus weiter Ferne gekommen, freuten sich des ehrenvollen Empfanges und ließen ihre Blicke bald über die jubelnde Menge in ihrer seltsamen Landestracht, bald über die reichen Fruchtfelder und lachenden Rebenhügel, bald über die stattlichen Häuser schweifen, die der majestätische Donaustrom benetzte.

Das prächtige Königsschloß hatte seine Pforten aufgethan. Dort standen die reichgeschmückten Magnaten, im Namen ihres

Herrn und Königs die froh erwarteten Gäste mit allen Ehren zu begrüßen.

Andreas, seines Namens der Zweite, König von Ungarn, gedachte im glänzenden Thronsaal seine lieben Kinder festlich zu empfangen. Aber des Herzens Stimme war gewaltiger, als des Hofes steife Sitte. Er war auf den Söller geeilt, als die lustigen Hörner ertönten, und winkte dem nahenden Zug seine freudigen Grüße zu.

Und als die Rosse im Schloßhofe stampften, flog der alternde König in seinem Purpurmantel die breite Marmortreppe hinab und suchte mit leuchtenden Blicken sein Kind, sein liebes, froherſehntes Kind. Und Elisabeth, da sie des Vaters ansichtig wurde, warf sich schluchzend in seine ausgebreiteten Arme und ruhte lange an seiner Brust, und Ritter und Knappen standen schweigend umher, und Frauen und Mägde bargen gerührt ihr thränenfeuchtes Antlitz.

Als vierjähriges Mägdlein war Elisabeth, die Tochter des reichen und mächtigen Ungarkönigs, mit Ludwig, dem Sohne des Landgrafen Hermann von Thüringen, feierlich verlobt worden. Und damit sie in die Sitten des fernen Landes, wo sie einst leben und herrschen sollte, schon von Kindheit an sich eingewöhne, war die kleine Prinzessin aus ihrem Elternhause weggeführt und auf der Wartburg, dem thüringischen Landgrafenschloß, erzogen worden.

Seit jener Zeit hatte Elisabeth die Heimat nicht wieder gesehen.

Sie war nun schon seit Jahr und Tag mit ihrem Ludwig, den sie gern noch immer „lieber Bruder" nannte, ehelich vermählt, obgleich erst sechzehn Sommer über ihrem jugendlichen Haupt dahin gezogen.

Jetzt tauchten die ersten Spiele der Kindheit wieder in der Seele auf; längst verwischte Erinnerungen, längst vergessene Gestalten wurden vor ihren Blicken lebendig. Aber nach dem

theuersten Bild, das sie in dem Schreine ihres Herzens wie ein Heiligthum gehüthet, nach dem Bild der Mutter, schauete sie vergebens. Gertrud, die Gemahlin des Königs Andreas, war nicht mehr. Dunkle Gerüchte breiteten sich, wie ein Trauerschleier, den man nicht lüften mochte, über ihr Ende. Sie sei in einem wilden Aufruhr ermordet worden, hatte man der jammernden Tochter hinterbracht. Heimlich aber flüsterte man, der König habe, von einer sündlichen Leidenschaft bethört, die edle Gattin meuchlings aus dem Weg geräumt. Die Schrekkenskunde, als sie auf die Wartburg kam, trat wie ein riesengroßer Schmerz in das junge Leben des zarten Mägdleins, mit dem sie Tag und Nacht im heißen Gebete rang, und hatte den Funken religiöser Schwärmerei, der ohnehin in ihrem Gemüthe lag, zu hellen Flammen angefacht. Wenn auch die Königskrone nicht vor schmachvollem Tod zu schützen vermag, was kann die Erde bieten? Darum war der Blick der Königstochter schon in zarter Jugend von ernster Wehmuth umflort; nur wenn sie nach Oben schaute, leuchtete eine selige Verklärung aus ihrem sinnigen Auge.

Andreas war ein milder Fürst, für seinen Christenglauben hoch begeistert. Wenn es galt, die Ungläubigen aus dem Felde zu schlagen, zog er gern sein Schwerdt und öffnete seine Schätze. Darum freute er sich ob der Kunde, daß sein Töchterlein auch im fernen Lande mit christlicher Strenge und christlicher Liebe erzogen werde, freute sich, daß in ihrer Seele das Kreuz des Evangeliums so feste Wurzeln schlug.

Aber Andreas war auch ein prachtliebender Herr. Die Reichthümer seines Landes und seines Hauses waren schier unerschöpflich. Darum ward er zornig, als man ihm hinterbrachte, Elisabeth sei in Thüringen gleich einer armen Dirne gehalten und habe allen fürstlichen Schmuck von sich abgethan. Und er sendete vier edle Männer in das ferne Land, daß sie erkunden sollten, wie es um die Königstochter stehe. Ludwig

erschrak, als die stattliche Gesandtschaft an seinem Hof erschien, — denn Elisabeth hatte in ihrer Demuth alle fürstlichen Kleider verschenkt oder zerschnitten — und sagte fast zürnend: „Ach, wie schäme ich mich, liebe Schwester, daß Du vor unsern Gästen in so ärmlichem Gewand erscheinst!“ Aber Elisabeth war so überaus holdselig und freundlich, und aus ihren süßen Blicken leuchtete ein so stilles Glück, daß sie ihren Landsleuten über alle Maßen wohl gefiel und daß selbige schier meinten, die edle Fürstin sei mit den kostbarsten Kleidern, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt.

Und als die Ungarn wieder nach Hause kamen, erzählten sie ihrem König mit herzinniger Freude, was sie gehört und gesehen, erzählten von dem großen, schönen Reich, das Landgraf Ludwig beherrsche, von der stattlichen Burg, darin er hause, von den ritterlichen Tugenden, die ihm eigen, und von der Liebe, womit er seine Gemahlin hege und pflege.

Dieß that dem König Andreas in der Seele wohl, und er ließ den fürstlichen Eidam mit seinem lieben Weib gen Preßburg entbieten, auf daß sich die väterlichen Augen an dem Glücke seiner Kinder weiden möchten.

Und nun war Ludwig gekommen, — fürwahr, einer der edelsten und stattlichsten Fürsten seiner Zeit. Aller Orten, die er auf seiner Wegfahrt berührte, ward ihm große Ehre angethan. Wer ihn sah, der ward ihm hold, denn er war ein wohlgestalteter Mann mit fürstlichen Geberden und klarem, fröhlichem Angesicht, und wer ihn näher kannte, pries ihn als „die Leuchte aller Tugenden.“ Daneben, mit einem wunderbaren Liebreiz übergossen, die schöne jugendliche Gemahlin, aus deren Augen eine himmlische Sanftmuth leuchtete, aus deren Worten die Lauterkeit einer reinen, frommen, liebewarmen Seele sprach.

Der König war entzückt, als er die edlen, lieben Gäste

von ganzem Herzen willkommen hieß und in die Prunkgemächer seines Schlosses führte.

Nachdem die Großen des Reiches sich dem jungen Fürstenpaar in feierlicher Würde vorgestellt und die edlen Herren, die als Abgesandte in Thüringen gewesen, alte Bekanntschaften erneuert hatten, wiechen auf einen Wink des Königs die Männer und Frauen ehrerbietig zurück, und ein hochbetagter Greis mit tief gebeugtem Haupt und silberweißem Bart, der bis zum Gürtel niederfloß, schritt langsam durch die glänzenden Reihen und hob segnend seine Hand empor, als sich Elisabeth in stummer Demuth vor ihm neigte. Seine Blicke richteten sich gen Himmel, indem seine Lippen fromme, leise Sprüche murmelten. So war er in seinem langen, schwarzen Talar, mit silbernen Sternen gestickt, wie ein Prophet des alten Bundes anzuschauen.

Eine flüchtige Erinnerung zuckte durch Elisabeth's Seele. Sie täuschte sich nicht. Es war Klingsor, der alte Sanges- und Zaubermeister, der vor ihr stand, Klingsor, der, in allen freien Künsten wohl erfahren und in allen Landen hochberühmt, die Schätze der Erde und die Schätze der Menschenbrust zu heben verstand, und einst in den Sternen gelesen, daß der Sohn des Thüringerfürsten und des Ungarkönigs Töchterlein, obgleich viele Berge und Thäler zwischen ihnen lagen, ihre treuen Hände zusammenfügen und die Freude und der Stolz der ganzen Christenheit werden sollten. Und er hatte mit der wunderbaren Mär ein wunderbares Band um die Herzen geschlungen. Als Landgraf Hermann seine Boten gen Ungarn sandte, um für seinen Sohn des Königs Töchterlein zu werben, sieh, da war der Pfad geebnet und die Pforten waren geöffnet, und das gute Wort fand eine gute Statt.

Darum beugte sich jetzt auch Ludwig vor dem ehrwürdigen Meister, und Elisabeth nahm seine welke Hand und schmückte sie mit den schönsten Perlen, die sie hatte, mit den Zähren dankbarer Rührung.

Der König aber sprach zum Greis, indem er ihn zu einem Ehrensessel führte: „Dem Herrn sei Lob und Preis, Er hat Dein Werk gesegnet! Wie Du mir einst das Thüringerland gerühmt, die Menge seiner Burgen und die Wehrhaftigkeit seiner Mannen, die Schönheit seiner Wälder und die Fruchtbarkeit seiner Fluren, die edlen Herzen, die auf der Wartburg schlagen, und die Frömmigkeit und Treue, die im Volke lebt, — es ist vor unsern Augen erfüllt."

Und Klingsor mochte seine Blicke nicht wenden von dem holden, lieben Bild der sittigen Elisabeth. In ihrer schlichten Demuth nahm sie einen Schemel und setzte sich zu den Füßen des Greises und bat, daß er von ihrer Kindheit mit ihr plaudere, damit sie in dem Schlosse ihrer Väter wieder heimisch werde.

Das Hofgesinde zog sich still zurück, und Klingsor weckte die Gestalten der Vergangenheit aus ihrer Gruft und ließ sie vor den Augen des lauschenden Fürstenpaares in buntem Wechsel vorübergeh'n. Mit weiser Bedachtsamkeit und mit beredtem Mund erzählte er, wie die stattliche Gesandtschaft des Landgrafen Hermann gen Preßburg gekommen, edle Männer und Frauen mit reisigem Gefolg in Glanz und Pracht, und wie sie ehrenvoll empfangen und köstlich bewirthet worden. Darauf habe der König seine vornehmsten Vasallen mit ihren Frauen und Töchtern an den Hof beschieden und ein großes Fest bereitet, daß der Jubel, der drei Tage und drei Nächte durch die Hallen tönte, den Schmerz des Abschieds betäube. Und als sich die Gesandten zur Heimkehr schickten, mit kostbaren Geschenken reichlich begabt, habe man ihnen den theuersten Schatz des Hauses, das holde Töchterlein, mit vielen Thränen und Wünschen anvertraut. Die kleine Prinzessin habe in einer silbernen Wiege gelegen, in seidene Betten gehüllt, und eine silberne Badewanne mitgenommen und sammtne Kleider und kostbaren Schmuck, und auch der fürstliche Schwiegervater sei mit golde-

nen und silbernen Bechern, mit Kronen und Kreuzen und andern werthvollen Kleinodien reichlich bedacht worden. Mit vier Wagen seien die Boten gen Ungarn gekommen und mit dreizehn wieder heimgefahren; jeder Knecht mit einem neuen Gewande angethan, habe neben seinem Roß noch einen Hengst mit köstlichem Gezeug geführt, und neun Pferde hätten den Wagen gezogen, welcher mit den Schätzen der kleinen Königstochter belastet gewesen.

„Aber was plaudr' ich doch?" unterbrach der Meister den Fluß seiner Rede. „Das Alter wird geschwätzig. Haben doch meine Augen, obgleich sie trüb' geworden, auch heute den edlen Schenken Walther von Vargula wieder erkannt, der damals schon nach Preßburg mitgezogen; wohingegen — fügte er fragend hinzu, indem er seine Blicke auf den jungen Fürsten richtete — der wackere Ritter Reinhard von Mühlberg im Kreis der werthen Gäste fehlt?"

Ludwig erwiederte: „Das Zipperlein hat ihn besucht und fesselt den treuen Vasallen auf der Burg seiner Väter. Dagegen hat er uns sein Töchterlein, die holde Jutta, anvertraut, die meiner Schwester schon von zarter Kindheit an eine liebe Gespielin gewesen."

„Und nicht blos eine Gespielin," — fügte die junge Landgräfin hinzu — die traute, gottesfürchtige Magd ist mir zur Herzensfreundin geworden, von der ich mich nimmer, — die sich nimmer von mir trennen mag."

Der alte Meister nickte mit wohlgefälligem Lächeln, während Ludwig scherzend seiner Gemahlin zuflüsterte: „Soll doch auch keine Dirne so brünstig mit meiner Elisabeth beten, so freudig mit ihr die Bettler pflegen, wie die fromme Jutta."

„Und zürnt mein Bruder darob?" fragte Elisabeth leise zurück; aber man hörte es an ihrer zitternden Stimme, daß ihr des Gatten Rede weh gethan.

„Da sei Gott vor!" beruhigte sie der Landgraf, indem er freundlich seine Hand auf ihre Schulter legte.

Als sie noch so mit einander redeten, meldete ein dienender Edelknabe die Rückkehr des Grafen Beda von Panias, welchen der Ungarkönig mit einer schleunigen Botschaft nach Wien entsendet. Heinrich von Oestreich freite um Agnes, des Landgrafen Schwester, die mit Elisabeth aufgewachsen. Obwohl dieselbe bei ihrer Mutter, der verwittweten Landgräfin Sophie, zurückgeblieben, so hatte es der König doch für schicklich erachtet, den künftigen Schwäher seiner Tochter nach Preßburg einzuladen, daß er die Festlichkeiten, die allda zu Ehren der thüringer Gäste vorbereitet wurden, durch seine fürstliche Theilnahme verherrliche. Der Herzog von Oestreich hatte nicht bloß zugesagt, er hatte den königlichen Boten sofort begleitet, und dieser war nur eine kurze Strecke vorausgeeilt, um die Ankunft des hohen Gastes zu vermelden.

Meister Klingsor zog sich aus dem Palast zurück; aber er durfte nicht scheiden, ohne dem König mit Hand und Mund zu versprechen, daß er bei dem morgenden Bankett nicht fehlen wolle.

„Und nun" — sagte der Landgraf zu seiner Gemahlin, die ihr Köpfchen mit gedankenschwerem Ernst an eine Fensterbrüstung lehnte, um dem Greise nachzuschauen, der, von allen Seiten ehrerbietig begrüßt, über den Schloßhof schritt — „und nun laß uns die schlichten Reisekleider mit einem schmucken Festgewand vertauschen, auf daß sich der stolze Herzog seiner künftigen Gefreunde nicht schämen darf."

Elisabeth's Hofdamen harrten ihres Berufes. Jutta und Isentrud wurden befehligt, die Landgräfin in ihre Gemächer zu führen.

Graf von Panias, welcher dem König seinen Bericht erstattet hatte, stand noch auf der Schwelle, als die Jungfrauen nahten.

Jutta zuckte zusammen, da sie ihn gewahrte, und eine brennende Röthe übergoß ihr ernstes, schönes Antlitz.

Der ungarische Magnat verbeugte sich mit leisem Gruß. Seine glühenden Blicke suchten Jutta's Augen. Aber das Mägdelein schlug die langen, seidenen Wimpern in verschämter Demuth nieder.

Graf Panias war einer der Gesandten, welche der König Andreas nach Thüringen entboten hatte, um der erlauchten Tochter seine väterlichen Grüße zu bringen. In den Räumen der Wartburg hatte der junge, stattliche Mann zuweilen mit Jutta verkehrt, und das holde Bild der sittigen Jungfrau hatte den reichen Magnaten in seine Heimat begleitet.

Jetzt aber konnten sie auch nicht ein Wort mitsammen wechseln.

Der König entließ seine Tochter, indem er ihr mit unverkennbarer Zärtlichkeit die Hand entgegen streckte. Und Elisabeth neigte sich, die theure Hand zu küssen. Ihre Lippen schwiegen, aber eine Thräne stahl sich aus ihren Augen, daß der König schier zusammenschrak, als sie glühend auf seine Hand fiel.

„Nicht traurig, mein liebes Kind! rief er ihr nach. In der Heimat sollst Du guter Dinge sein."

Als nun aber die Frauen ihre Gebieterin schmücken wollten, wieß sie dieselben mit wehmüthigem Ernste zurück. „Habt Ihr Trauerkleider mitgenommen, daß ich das Andenken der Mutter ehre?"

Jutta und Isentrud verneinten es und baten die Fürstin gar inständig, daß sie doch dem Willen ihres Herrn und Gemahls gehorsamen möge.

Da lispelte Elisabeth, als ob sie mit sich selber spreche: „Erst in voriger Nacht hat sie mit blutendem Herzen vor meinem Bett gestanden und hat mich flehentlich beschworen, daß ich für ihre arme Seele beten soll. Wer kann mich der Sünde

entbinden, wenn ich mich im Trauerhause festlich schmücke?" Und sie faltete die Hände und weinte bitterlich.

Die Frauen aber standen rathlos daneben und weinten mit ihr.

Endlich wagte Isentrud zu trösten, daß der ehrwürdige Pater Konrad Seelenmessen für die abgeschiedene Fürstin lesen werde, und daß er seiner frommen Tochter huldreich gestattet habe, auf der weltlichen Fahrt weltliche Kleider zu tragen. Habe sich doch auch der Heiland gefallen lassen, daß man Palmen auf seinen Weg gestreut und ihn mit jubelndem Hosianna begrüßt.

So redete man herüber und hinüber, während Elisabeth einen schweren Kampf mit ihrem Herzen kämpfte.

Jetzt klopfte es an die Thür. Rudolph von Vargula, der Sohn des edlen Schenken, war vom Landgrafen abgeschickt, seiner Gemahlin zu melden, daß man sie im Königssaal erwarte, dieweil der Herzog sich dem Schlosse nahe.

Jutta hatte die neuen goldgestickten Kleider, die man auf des Landgrafen Geheiß mit fürstlicher Pracht gefertigt, und das blitzende Geschmeide, das Jahre lang im Schreine unberührt gelegen, sorgsam ausgebreitet. Aber Elisabeth wendete die Augen davon ab, als ob sie des weltlichen Schmuckes sich schäme.

Dennoch wählte sie endlich aus dem reichen Vorrath, der verlockend vor ihren Blicken lag, das schlichteste Gewand und ließ sich dasselbe anlegen, nachdem sie ein sammtnes, silberverbrämtes Schleppkleid, das ihr Jutta dargereicht, fast zürnend von sich gewiesen. Auch die eng anschließenden Aermelkleider, so wie die seidenen mit Perlen und Edelsteinen besetzten Binden, die eitle Frauen gern durch ihre Haare schlangen, mußten zurückgethan werden. Aber das härene Bußgewand, das sie auf bloßem Leibe trug, — nein! das legte sie auch heute nicht ab. Sie hätte ja sonst nicht gewagt, dem strengen Mönche, dem

sie, als ihrem Beichtiger und Gewissensrath, unbedingten Gehorsam gelobt, unter die Augen zu treten.

Als sie nun geschmückt war, — „gleich einem Opferlamm," wie sie selbst mit trübem Lächeln sagte, — reichte ihr Jutta einen kleinen elfenbeinernen Spiegel, daß sie sich an ihrem holden Bilde letze.

Aber Elisabeth wendete die glänzende Fläche ab und küßte das Bild des Gekreuzigten, das auf der Kehrseite des Spiegels eingeätzt war.

Und liebe, freundliche Erinnerungen zogen dabei durch ihre Seele. War doch einst der junge Landgraf angegangen worden, die verlobte Braut zu verstoßen und die Tochter eines benachbarten Fürsten zum Gemahl zu nehmen. Als man kein Gehör bei ihm fand, — denn er hing an seiner „lieben Schwester Elisabeth" mit unverbrüchlicher Treue —, suchte man ihr einzureden, daß sie der junge Fürst nicht leiden möge. In tiefer Betrübniß klagte sie ihr Leid dem wackeren Schenken Walther von Vargula, und als derselbe bald mit seinem Herrn gen Reinhardsbrunn geritten, entdeckte er ihm Elisabeth's schmerzliche Zweifel. Da sprach der edle Fürst, indem er auf den nahen Inselsberg deutete: „Und wenn dieser Berg gediegenes Gold wäre, so könnte er mich nicht verlocken, meiner geliebten Elisabeth untreu zu werden. Darum eile, daß sie sich nicht fürder ängstige, und bringe ihr dieß Kleinod als ein Unterpfand meiner innigsten Liebe." Darauf reichte er ihm den elfenbeinernen Spiegel, den er in einem Sammetbeutel trug, und Elisabeth empfing das Geschenk mit rührender Freude und bewahrte es als einen kostbaren Schatz.

Als sie jetzt daran dachte, verklärten sich ihre Züge zu einem seligen Lächeln. Dann warf sie den Schleier über ihr braunes Lockenhaar und sprach: „Nun wohl, so will ich mich schmücken, nicht aus sündiger Fleischeslust und weltlicher Hof-

fahrt, — ich will mich schmücken, meinen lieben Herrn und Bruder zu gefallen, daß er mir sein Herz nicht entwende."

Da verkündeten schmetternde Trompeten des Herzogs Ankunft. Die Flügelthüren thaten sich auf; Landgraf Ludwig trat in's Gemach. Mit wohlgefälligem Lächeln hauchte er einen Kuß auf Elisabeth's Stirn und führte sie dem hohen Gast entgegen.

2.

Ein festliches Bankett durchrauschte die Hallen und Säle des ungarischen Königsschlosses. Die Ritter hatten sich im lustigen Turniere baß getummelt, und Elisabeth, die schmucke Königstochter, durfte ihrem tapferen Gemahl den Siegespreis spenden. Aber auch die Frauen hatten mancherlei Kurzweil getrieben, und selbst die junge Landgräfin hatte es nicht verschmäht, an einem Ringelspiele, das sie schon als Kind geliebt und geübt, mit heiterem Sinne Theil zu nehmen. Und sie spielte mit Glück und Geschick, bis sie fast alle Gegner überwunden.

Plötzlich umflorte sich ihr klares, braunes Auge. Sie trat still aus dem Kreis der Gespielen zurück. Und als man sie fragte, warum sie ihr Glück nicht weiter verfolge, antwortete die hohe Frau in schüchterner Demuth: „Magister Konrad hat gesagt, daß man der süßesten Freude um Gotteswillen entsagen müsse; es genüge der christlichen Frömmigkeit nicht, nur den Leib zu kasteien, auch dem trotzigen und verzagten Herzen müsse Zaum und Gebiß angelegt werden, damit es sich beuge unter das Kreuz des Herrn."

Die ungarischen Frauen, in ihrer Lust gestört, vernahmen mit staunendem Unmuth die Predigt der jungen Fürstin. Als sie aber in ihrem frommen Eifer mit denselben beten wollte, als sie ihnen in's Gewissen redete, daß sie der Welt absterben sollten, um den Himmel zu erben, drehten ihr dieselben, theils lächelnd, theils zürnend, den Rücken und man konnte wohl aus ihren spöttischen Blicken lesen, daß sie nicht zum Fest gekommen, um sich von der — schwärmerischen Königstochter langweilen und ausschmälen zu lassen. Elisabeth bekreuzte sich ob solcher Verstocktheit und seufzte aus tiefster Seele: „Herr, hilf, daß sie der Böse nicht umgarne!" Die stolzen Frauen aber sahen sich bedeutsam an. „Die erlauchte Landgräfin, zischelten sie einander in die Ohren, sollte lieber heute, als morgen, den Schleier nehmen oder — in's Narrenhaus geh'n."

Die allgemeine Fröhligkeit war durch diesen kurzen Zwischenauftritt kaum gestört worden. Der Abend dämmerte. Die Frauen zogen sich zurück, um neue Kleider anzuthun. Im lustigen Reigen sollte die laue Sommernacht durchschwärmt werden.

Elisabeth sträubte sich, den Tanzsaal zu betreten, aus dem die lockenden Töne bis in ihre fernen Gemächer schallten. Sie hatte schon in voriger Nacht ihr Lager verlassen, um sich vor dem Bildniß des Gekreuzigten niederzuwerfen und ihren zarten Körper in brünstiger Andacht zu geißeln. Aber auch die Aufregung des Tages hatte ihr keine Ruhe gegönnt. Nun war sie recht matt und schlaff. Die strahlenden Kerzen stachen gleichsam in ihre müden, durchweinten Augen.

Dennoch bat ihr Gemahl so warm, so sanft, daß sie den König nicht erzürnen möge, der das prächtige Fest zu Ehren seiner Kinder veranstaltet habe, daß sie das bleiche Antlitz mit einem wehmüthigen Ernst zu ihm erhob und in die rührenden Worte ausbrach: „Gott verzeihe mir und Dir, so wir sündigen. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit."

Ludwig hatte jedoch die spöttischen Blicke gesehen, die aus den hoffärtigen Augen der ungarischen Frauen über seine schlichte Gemahlin streiften, und sein königlicher Schwiegervater, als er Elisabeth in den strahlenden Reihen vermißte, hatte dem Landgrafen mit gerunzelter Stirne zugeraunt: „Was ist das? Habt Ihr meine Tochter auf der Wartburg zu einer Nonne, oder wohl gar zur Dienstmagd erzogen?"

Da drängte Elisabeth alle Sorgen und alle Zweifel gewaltsam in die Brust zurück und trat an der Hand ihres Gemahls, mit einem süßen Lächeln auf den feinen Lippen, in den Kreis der hohen Gäste, ob sie auch vor dem reichen Schmuck, der von allen Seiten ihr entgegen strahlte, die Augen fast geblendet niederschlug.

Die Musik rauschte durch den Saal, daß unwillkürlich die Herzen klopften und die Blicke glühten.

Der Landgraf mischte sich mit seiner „trauten Schwester" in die Reihen der Tänzer.

Kaum aber waren sie zu den schwellenden Sesseln zurückgekehrt, die auf einem erhöhtem Platz der fürstlichen Gäste harrten, als Elisabeth, fast erschöpft, ihrem Gatten die Hand drückte und mit rührender Zärtlichkeit sagte: „Ein Dreherchen für die Welt ist genug; laß mich auf die andern verzichten — um Gotteswillen."

Ludwig fragte besorgt, ob sie sich unwohl fühle? und blickte ihr fast ängstlich in das trübe Auge, in das bleiche Antlitz.

Horch, da schallte das Jauchzen des Volkes, das sich im erleuchteten Schloßgarten versammelt hatte, in grellen Tönen herauf.

„Laß uns hinabgehen!" bat der Landgraf. „Die milde Nachtluft wird Dir wohlthun."

Elisabeth fühlte sich im schwülen Saale und im rauschenden Getöse fast geängstigt. Um so willkommener war ihr der

freundliche Vorschlag, wiewohl sie sich am liebsten in ihr stilles Kämmerlein zurückgezogen hätte.

Auch der König freute sich, als man den Tanz unterbrach und in die verschlungenen Gänge des Gartens hinabstieg. Hatte er doch einen absonderlichen Mummenschanz dort veranstaltet, um seine Gäste und das Volk zu erlustigen. Brannten doch überall bunte Lampen, die ein zauberhaftes Licht auf die flüsternden Bäume und Büsche warfen. Sprudelten doch in versteckten Nischen lustige Fontänen und füllten die Marmorschalen, in die sie ihre perlenden Strahlen ergossen, mit feurigem Ungarwein.

Es war eine wunderschöne Sommernacht. Der Vollmond schwamm zwischen leichten Wölkchen und spiegelte sich in den Wellen des nahen Stroms. Würzige Düfte schwängerten die Luft, die säuselnd mit Blüthen und Blättern spielte.

In angemessener Entfernung folgten Elisabeth's Jungfrauen dem Fürstenpaare, das in traulichem Gespräch durch die belebten Gänge schritt.

Auf einem freien Platze hatte sich das Volk gesammelt und ergötzte sich mit lautem Jubel an den Possen, die dort aufgeführt wurden. Herüber und hinüber wogte das Gedränge. Hier ward der Blick von einem wunderlichen Hanswurst gefesselt, der tolle Streiche trieb; dort lauschte das Ohr einem melancholischen Volkslied, das sich mit dem leisen Plätschern einer versteckten Sprudelquelle mischte.

Isentrud und Jutta wußten kaum, wohin sie blicken, wohin sie lauschen sollten.

Plötzlich drängte sich ihnen in einem schmalen Pfad ein lustiger Schwarm entgegen. Die Eine wich zur Rechten, die Andere zur Linken. Doch immer neue Gäste drängten nach und scheuchten die kreischenden Mädchen schäkernd in's Gebüsch.

Jutta wußte nicht, wohin sie flüchten sollte. Das Fürstenpaar war vor ihren Augen verschwunden. Sie rief nach

Isentrud. Keine Antwort. Ueberall bärtige Gestalten, die ihre Sprache nicht verstanden und ihr keck in's Antlitz lachten.

Eine unnennbare Angst trieb sie weiter und weiter. Allgemach ward es einsamer in den Gängen, die sie durchflog. Kaum brannte hie und da noch ein düsteres Lämpchen. Das arme Mädchen hatte sich in dem weiten, fremden Garten verirrt.

Da gewahrte sie im dichten Gebüsch einen Pavillon. Sie war erschöpft und suchte Ruhe. Mit flüchtigem Fuß und klopfendem Herzen trat sie in die offen stehende Laube, die nur spärlich erleuchtet war. Die ferne Musik, das Jauchzen des Volkes drang in gebrochenen Tönen leise herüber.

Jutta setzte sich auf eine Ruhebank und stützte ihr Köpfchen träumerisch in die Hand.

Aber nur eine Minute hatte sie gerastet, — da schrak sie lauschend empor. Hastige Männerschritte nahten, und eh' sie sich entschließen konnte, ob sie fliehen, ob sie bleiben möge, stand eine hohe Rittergestalt vor dem Mägdlein, das kaum zu athmen wagte. Es war, als ob ihr die Brust zerspringen wollte, denn in dem flackernden Schein der Lampe — durfte sie ihren Augen trauen? — heiliger Gott! Beda von Panias stand vor ihr.

Als er die Jungfrau erkannt, sprach er mit frohbewegter, ehrerbietiger Stimme: „Dem Himmel sei gedankt, daß er meine Schritte auf den rechten Pfad geleitet. Ihr seid vermißt worden, Fräulein. Nach allen Seiten hin hat die Landgräfin Boten gesendet, Euch zu suchen. Ich bin der Glückliche, der —"

Seine Stimme versagte ihm. Jutta hatte sich erhoben, ohne ein Wort zu erwiedern. Es war ihr so wohl, und so weh. Bald rieselte es wie Fieberfrost durch ihre Nerven; bald übergoß eine verrätherische Gluth ihr züchtigliches Angesicht.

Endlich lös'ten sich die Gefühle ihres Herzen in einem

tiefen Seufzer auf. „Ich hatte mich verirrt,“ stammelte sie. „Laßt uns eilen, Graf, daß wir das Schloß erreichen.“

Damit wollte sie rasch von hinnen gehen. Beda aber faßte ihre Hand und flüsterte mit einem Ton, aus dem die Fülle seines ganzen Herzens flehte: „Jutta! Jutta!“

Das Mägdlein war wie festgebannt. Es wagte ihm die Hand nicht zu entziehen.

Beda aber flehte: „Nur ein Wort, das mir schon lange in der Seele, auf den Lippen brennt! Der Himmel zürnt dem süßen Worte nicht, sonst hätt' er meine Schritte nicht hierher gelenkt.“

Die Jungfrau zitterte. Beda fuhr nach kurzer Pause fort: „Der feierliche Augenblick entscheide über uns. Ich hab' ihn lange ersehnt und — setzte er leise hinzu — lange gefürchtet. Jutta! — und dabei umschlang der Graf das schluchzende Mägdlein — Jutta, darf ich aus Deinen feuchten Blicken lesen, was der Mund nicht auszusprechen wagt? — Siehe, als ich auf der Wartburg war, und als Du, wie ein Engel des Himmels, mir entgegen tratest und ich in Deine tiefen, klaren Augen sah, da war mein Loos gefallen. Ich kehrte heim und nahm den süßen Schmerz der Liebe mit mir. Ich gedachte seiner Herr zu werden. Denn mir bangte schier, die zarte Blüthe aus dem lieben Heimatboden in das ferne Ungarland zu pflanzen. Aber ich hatte meine Kraft überschätzt. Der Pfeil saß mir zu tief in der Brust. Ich hätte mein Leben verhaucht, wenn ich ihn ausreißen wollte. Nun Du aber hierher gekommen, da ist die alte Wunde, kaum verharrscht, wieder aufgebrochen und wird nimmer heilen, wenn Du sie nicht selbst mit linder Hand verbindest.“

Beda schwieg, von seinen stürmischen Gefühlen überwältigt. Als aber auch Jutta keine Worte finden konnte, obgleich sich ihres Herzens Pforte der süßen Rede weit geöffnet hatte, flehte Panias, indem er seine glühenden Blicke in des Mägd-

leins gesenkte Augen bohrte: „Jutta, sei mein Weib! Vergiß die ferne Heimat und walte in dem Hause meiner Väter! — Willst Du?“

Statt der Antwort rief eine hohle Stimme zur Laube hinein: „Jutta von Mühlberg!“

Wie ein Blitz aus lichtem Himmel zuckte der geheimnißvolle Ruf zwischen die Herzen der Glücklichen.

Auf der Schwelle stand Meister Klingsor mit gehobenem Arm, gleich einem Geist der Unterwelt. Nach kurzem Schweigen sprach er dumpf und leise: „Jutta, komm! Die Landgräfin verlangt nach Dir.“

Damit ergriff er ihre Hand und führte sie von dannen, ohne mit dem Grafen Panias ein Wort zu wechseln.

Dieser stand, wie vom Donner gerührt.

Endlich stampfte er mit dem Fuße und knirschte mit geballter Faust: „Was will der alte Zauberer, daß er mir, gleich einem feindlichen Gespenst, mein Glück unter den Händen wegzieht?“ —

Grollend wendete er seine Schritte dem erleuchteten Schlosse zu. Im Garten war es stiller und einsamer geworden. Nur wenige Lampen flackerten noch im scharfen Luftzug, der über das Wasser herüberstrich.

Als Panias um eine gestutzte Hecke bog, da, wo ein Seitenweg zur Laube mündete, trat ihm eine ritterliche Gestalt entgegen. Woher? und wohin? war die kurze Frage der beiden Männer.

„Ich suche Jutta von Mühlberg,“ antwortete der fremde Ritter mit barscher Stimme und schritt ohne weiteren Aufenthalt dem Pavillon zu.

Beda rief ihm lachend nach. „Mühet Euch nicht, Rudolph von Vargula! Die Ihr suchet, ist nicht hier. Meister Klingsor hat sie entführt.“

Meister Klingsor aber stand in den Hallen der Burg, als sie der Graf mit hastigen Schritten durcheilte.

„Es war hohe Zeit, flüsterte er dem Vorübergehenden zu, daß ich kam. Die Ueberraschung hätte blutig enden dürfen."

Beda sah ihn finster an, aber die Ehrfurcht vor dem alten Meister verschloß ihm den Mund.

„Und die Sterne, rief ihm dieser nach, sind Dir nicht günstig."

Beda hatte es kaum gehört, das weissagende Wort. Was kümmerte er sich jetzt um die Sterne des Himmels? Er suchte ein Augenpaar, darin er sein Schicksal lesen wollte.

Die Landgräfin hatte sich zur Ruhe begeben, wenn sie nicht etwa noch auf ihrem Betschemel knieete. Aber ihren Frauen hatte sie huldreich erlaubt, sich mit den Fröhlichen zu freuen.

Jutta saß jedoch in einem Winkel des Saales und der alte Meister hatte neben ihr Platz genommen. Die Töne rauschten an ihren Ohren, die Paare flogen vor ihren Augen vorüber, — sie sah und hörte kaum.

Da hüpfte Radegundis herbei, Elisabeth's Schwesterlein. Es war ein liebreizendes, herziges Kind, das auf der Schwelle des jugendlichen Alters stand. Auf seinen runden, vollen Wangen blühten und glühten die Rosen heiterer Lebenslust. Goldgelbe Locken ringelten sich über den blendenden Nacken und in Perlen und Edelsteinen blitzte ihr reicher Schmuck.

Meister Klingsor nahm das Mägdlein, das im kindlichen Uebermuth gern mit dem alten Manne schäkerte, zwischen die Kniee und streichelte sein langes, seidenweiches Haar.

„Willst nicht mehr tanzen, Du wildes Kind?" fragte er freundlich. „Die Jugendlust welkt, gleich der Blume des Feldes," setzte er ernster hinzu.

„Bin müde, lieber Meister!" erwiederte die zarte Jungfrau. „Wenn Du mir aber noch eine von Deinen wunderbaren

Geschichten erzählen willst, o wie gern hör' ich zu, ob mir's auch gruselich über den Rücken läuft."

„Ein andermal, Radegundis. Laß Dir heut' von Deiner Schwester, der frommen Landgräfin, erzählen. Da sitzen ihre Jungfrauen. Die wissen wohl gar manche schöne Mär aus fernem Lande zu berichten."

Die Königstochter blickte mit ihren großen blauen Augen bittend zu Jutta und Isentrud empor.

Jutta hatte jedoch das Gespräch kaum gehört, da ihre träumerischen Gedanken, wie scheue Nachtschmetterlinge, durch die Büsche des dämmerigen Gartens flatterten.

Isentrud aber plauderte gern, absonderlich von ihrer fürstlichen Freundin, an der sie mit schwärmerischer Innigkeit hing. Wie pries sie mit geläufiger Zunge ihre kindliche Demuth, ihre unbegrenzte Wohlthätigkeit, ihre engelgleiche Sanftmuth, ihr gläubiges, züchtiges Herz, ihr makelloses, strengfrommes Leben!

„Dennoch — flüsterte sie mit scheuer, schmerzbewegter Stimme — dennoch ist ihr Lebensweg mit vielen Dornen bestreut und ihr Heiland hat sie schon frühzeitig gewürdigt, das Kreuz ihm nachzutragen."

Der alte Meister nickte, als ob er das Alles schon wisse, während Radegundis verwunderungsvoll zu Isentrud empor sah.

„Ja, ja!" fuhr diese wehmüthig fort, „die mißgünstigen Hofschranzen werden nicht müde, meine edle Herrin zu verdächtigen und zu verspotten. Ach, und die stolze Landgräfin Sophie und Prinzessin Agnes, die mit ihr emporgewachsen, leihen den Einflüsterungen böswilliger Zungen ein allzu offenes Ohr. Hat man doch schon geschmäht, daß in Elisabeth's Adern Bauernblut, nicht Königsblut fließe, daß eine Dienstmagd an ihr verdorben sei und daß der edelmüthige Landgraf von einer solchen Braut nur Schmach und Schande zu gewarten habe und ihr, statt des Fürstenthrones, eine Klosterzelle anweisen möge. Und

als einmal die hoffärtige Agnes sie im brünstigen Gebete überrascht, hat sie ihr schonungslos in's Angesicht gezürnt: Wenn Du doch schon im Himmel wär'st!"

Klingsor sagte leise vor sich hin, indem er sein weißes Haupt träumerisch zu Boden neigte: „Christus und die Welt vertragen sich nicht mit einander. Haben sie Ihn verfolgt, so werden sie die Seinen auch verfolgen." Dann richtete er seine tiefsinnigen Blicke zu Isentrud, indem er fragte: „Und Elisabeth?" —

„O, die bitteren Vorwürfe schneiden ihr oft durch die Seele. Dennoch läßt sie nicht von ihrer Demuth, von ihrer Wohlthätigkeit, von ihrem Gebet. Je mehr die Welt sich von ihr zurückzieht, desto inniger schließt sie sich dem Himmel an. Ob ich auch leide um der Gerechtigkeit willen, — hat sie uns lächelnd getröstet, als wir ihr trauriges Schicksal beweinten,— so bin ich doch selig. Dennoch hat sie auch zuweilen dem Willen ihrer stolzen Schwiegermutter sich gefügt. Es war am Tage Mariä Himmelfahrt, — ich weiß es noch, als sei es gestern geschehen! — da hatte ihr die Landgräfin ein prächtiges Gewand angethan und ihr schlichtes Haar mit einem glänzenden Diadem geschmückt. So gingen sie selbander nach Eisenach, um in Unserer lieben Frauen Kirche die Messe zu hören. Als sie des Domes Schwelle überschritten und Elisabeth dem Altar nahte, fiel ihr Blick auf das Bild des gekreuzigten, mit Dornen gekrönten Erlösers. Da nestelte sie den kostbaren Kranz aus ihrem Haar und fiel mit entblößtem Haupte auf die Kniee nieder. Hoch verwundert fragt die Landgräfin, was dieß bedeuten solle? und kränkt das fromme Herz mit vorwurfsvollem Gespött. Elisabeth aber richtet sich demüthig auf und spricht: „Sollt' ich, die arme Magd, sollt' ich Perlen und Edelsteine tragen vor Dem, dessen Haupt mit Dornen gekrönt ist?" Dann kniete sie wieder nieder und benetzte ihren Mantel mit heißen Thränen. Da ist auch die Landgräfin gerührt und er-

schüttert worden und hat sich mit verhülltem Haupte vor dem Bilde des Gekreuzigten gebeugt."

Radegundis hatte aufmerksam gelauscht. Ihre Augen schwammen in Thränen.

Jetzt spielte die Musik zu einem neuen Tanze auf. Die Königstochter erhob ihr Köpfchen und sprach, indem sie durch die Thränen lächelte: „Mußt aber nicht so traurige Geschichten erzählen. Die hör' ich nicht gern, zumal in diesem lustigen Saal."

„Hast Recht, mein Töchterlein!" sagte Klingsor, dem holden Kind die goldigen Locken aus der Stirne streichend. „Will ein schöneres Bild vor Deinen Blicken entrollen."

Und nun erzählte der ehrwürdige Greis, als ob er selber dabei gewesen, wie Landgraf Ludwig, nachdem er in der Sanct Georgenkirche zu Eisenach den feierlichen Ritterschlag empfangen, mit seiner tugendsamen vierzehnjährigen Braut in Friede und Freude fürstliches Beilager gehalten; wie Reinhard von Mühlberg, Jutta's Vater, und der Erbschenk Walter von Vargula, die sie einst aus Ungarn geholt, die holde, reichgeschmückte Königstochter zum Altar geleitet, und wie drei Tage lang ein großes Hochzeitfest mit Spiel und Tanz, mit Gastmahlen und Turnieren auf der Wartburg gefeiert worden.

Während dieser Rede war Jutta aufgestanden. Unfern, an einem Pfeiler des Saales, lehnte Graf Beda. Seine glühenden Blicke hafteten an der Jungfrau, daß sie verschämt und scheu die Augen niederschlug.

Rudolph aber, des Schenken ritterlicher Sohn, war unterdessen gleichfalls in den Saal zurückgekehrt und hatte sich finster und schweigend dem ungarischen Grafen gegenüber gestellt. Jetzt, als Jutta sich erhob, trat er rasch an sie heran und bat sie in geziemender Rede, mit ihm in die Reihen der Tänzer zu treten.

Unvermerkt streifte ihr Blick zu Beda hinüber. Er zuckte

unwillkürlich zusammen. Sein bleiches Gesicht war noch bleicher geworden.

Bevor jedoch die zögernde Jungfrau Rudolph's Hand ergriff, die er ihr ehrerbietig entgegenstreckte, eilte ein Edelknabe herbei und beschied die „Mägde" zu ihrer fürstlichen Herrin. Daß ihm Meister Klingsor leise gewinkt, hatte nur Graf Panias bemerkt. Und er dankte seinem Gönner mit einem stummen, freundlichen Blick.

3.

Der Landgraf war mit seiner edlen Gemahlin und mit seinem zahlreichen Gefolge in die Heimat zurückgekehrt und hatte einen großen Schatz an Gold und Silber, an Edelsteinen und Kleinodien mitgebracht. Und Alle, die mit ihm gewesen, hatte Elisabeth's Vater mit königlicher Huld beschenkt, gleich als ob seine Tochter noch einmal Hochzeit gehalten. Ein neuer riesenhafter Wagen ward in Preßburg gebaut, auf dem sie die mancherlei Schätze des Ungarlandes gen Thüringen führten. Und als sie heimkamen, da war ein Grüßen und Jubeln, ein Fragen und Berichten ohne Ende.

Elisabeth aber, in ihrer unermüdlichen Freigebigkeit, konnte und mochte nicht behalten, was sie hatte. Nur wenn sie Andere glücklich machen konnte, war sie selber glücklich. Darum theilte sie mit rastlosen Händen aus, als ob sie aus einem Schatze nehme, der so unerschöpflich sei, wie ihr Herz. Und das arme Volk strömte zum steilen Schloßberg hinan und empfing die Gaben fürstlicher Milde Tag für Tag und verehrte mit dankbarer Liebe die milde Herrin, die, eine wahrhaftige

Mutter aller Bedrängten, wie ein Engel des Segens im Thüringerlande waltete.

Irmengard, eine der vertrauten Hofdamen, war zurückgeblieben, als die Landgräfin gen Preßburg zog, wo ihre Wiege stand. Jutta sollte ihr erzählen, was sich dort begeben hatte. Aber die Freundin, die so fröhlich von hinnen gegangen, war gar still und traurig wiedergekehrt. Was mochte mit ihr geschehen sein? Irmengard fragte und forschte. Umsonst. Jutta saß in ihrem Kämmerlein und betete und weinte. Selbst Isentrud wiegte bedenklich das Haupt und wußte nicht, was vorgegangen. Desto unermüdlicher war sie, von den Wundern des fremden Landes und von den glänzenden Festlichkeiten zu erzählen, die der König dort bereitet hatte.

Aber auch auf der Wartburg rüstete man je mehr und mehr zu solchen Festlichkeiten vor. Der erlauchte Herzog Heinrich von Oestreich gedachte Elisabeth's Schwägerin, die schöne Agnes, heimzuführen. Der Landgraf hatte alle Hände voll zu thun, die Schwester fürstlich auszustatten. Die Hochzeit des verlobten Paares sollte mit festlichem Prunke begangen werden. Alle Herren aus Thüringen und Hessen und viele östreichische Gäste waren dazu geladen.

Die verwittwete Landgräfin war überaus geschäftig, am willkommenen Ehrenfeste allen Glanz ihres fürstlichen Hauses vor den hohen Gästen zu entfalten. Elisabeth hatte jedoch an diesem weltlichen Treiben keine Freude. Ihre schönsten Kleider hatte sie schon wieder verschenkt. Womit sie sich zur Hochzeit schmücken solle, war ihre geringste Sorge. Ihr Schmuck war nicht auswendig mit Haarflechten und güldenen Kleinodien und eiteler Kleiderpracht. In ihrem tiefen und lauterem Gemüthe waltete ein sanfter und stiller Geist. Und das ist — wie die Schrift bezeugt — das ist köstlich vor Gott. Auch um die hohen Gäste, die erwartet wurden, kümmerte sich Elisabeth kaum. Ihr Herz zog sie herunter zu den Niedrigen, zu den Armen,

Kranken und Gedrückten, wie sie auch darob geschmäht und verspottet ward. Statt der geschäftigen Schwiegermutter geschäftig zur Hand zu gehen, pflegte sie mit Jutta, Isentrud und Irmengard in ihrem stillen Gemach zu sitzen und Wolle zu spinnen. Das Zeug, das sie daraus weben ließ, verarbeitete sie mit eigenen Händen zu Kleidungsstücken, die sie zuweilen den Franziskanermönchen, öfter jedoch den armen Kindlein schenkte, die sie aus der Taufe hob.

Die Schwiegermutter war darob entrüstet. Agnes, die glückliche Braut, schmähte und spottete solch' gemeinen Treibens. Bald war die Königstochter in den Gemächern der Burg „die närrische Elisabeth" genannt.

Nur die Jungfrauen, die zu ihrem Dienste standen, durchschauten ihr Herz und vergalten ihre Liebe mit unverbrüchlicher Treue. Selbst die Entsagungen, die sie um ihrer Herrin willen sich auferlegen mußten, waren Opfer, die sie der hohen Frau, die sie dem eigenen Gewissen mit Freuden brachten.

Elisabeth pflegte an der fürstlichen Tafel nur solche Speisen zu genießen, an deren Erwerb nicht etwa ein Seufzer des Volkes haftete. Ihr Gefolge, ob auch Einzelne darüber klagten und murrten, mußte sich der strengen Sitte fügen. So saß sie denn öfter an der reichsten Tafel und brachte mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit nicht einen Bissen über die Zunge, wenn sie auch zuweilen, um der Tischgäste willen, sich anstellte, als ob ihr diese oder jene Speise munde. Sie verkaufte nicht selten von ihrer Mitgift, um sich und ihre „Dirnen" davon zu sättigen, und litt lieber Hunger und Durst, als daß sie ihr Gewissen beschwert, ihr Gelübde gebrochen hätte. Wie manchmal begnügte sie sich mit einigen Honigtörtchen oder mit schwarzem, trockenem Brod, das sie in's Wasser tauchte! Wenn aber die Tafel einmal mit solchen Gerichten besetzt war, die sie unbedenklich genießen durfte, dann klopfte sie vergnügt in die

Hände und rief ihren vertrauten Tischgenossen zu: „Nun wollen wir in Gottes Namen essen und trinken!“ —

Es war ein kühler Herbsttag, als der Herzog von Oestreich mit der thüringischen Prinzessin auf der Wartburg sein fürstliches Beilager hielt. Alle Räume des weiten Landgrafenschlosses waren von Gästen überfüllt. Dennoch hatte sich auch das Volk herzugedrängt und lagerte in dichten Schaaren auf dem Burghof. Daß von der Hochzeitstafel mancherlei Brosamen abfallen würden, wußten die Armen gar wohl, die von der mildherzigen Königstochter ihre tägliche Spende holten. Manche hatten sich bis in das hohe Haus gedrängt und schauten von der säulendurchbrochenen Galerie mit staunender Neugier in das fröhliche Wogen des prachtvollen Festsaals.

Elisabeth aber stand mitten unter dem Volke. Hier streckte sich eine offene Hand der frommen Armenmutter entgegen, dort ächzte ein Kranker, dem sie irgend eine Labung brachte. Die dankbare Freude, die aus allen Blicken leuchtete, war ihr das schönste Fest.

Schon waren die Körbe geleert, welche ihr nachgetragen wurden; das Geld, womit sie ihre Taschen gefüllt, war nach allen Seiten hin gespendet. Jetzt bliesen die Hörner zum festlichen Mahl. Elisabeth vernahm den Ruf und warf noch einen zufriedenen Blick auf das arme Volk, das sich mit seinen Gaben zurückzog.

Sieh', da saß ein kranker Mann auf der Treppe des Mußhauses und streckte mit flehentlichen Geberden seine abgezehrte Hand nach ihr aus. Die Landgräfin stutzte. Sie hatte zuvor die Jammergestalt nicht bemerkt, die ihre Blößen kaum mit einigen Lumpen bedecken konnte. Elisabeth eilte zu ihm, obgleich die Hörner wiederum zur Tafel riefen, und tröstete den armen Mann: „Geduld, ich will Dir Trank und Speise schicken.“ Der Bettler aber zitterte vor Frost, denn ein rauher Herbstwind blies über den Wald herüber. Sofort warf ihm die

Fürstin ihren himmelblauen, goldgestickten Seidenmantel zu, damit er seine Glieder darin berge.

Nun aber drängte Jutta die Alles um sich her vergessende Gebieterin in den Saal, denn es waren Boten ausgeschickt worden, die vermißte Fürstin zu suchen.

Kaum hatte sich dieselbe entfernt und den kranken Bettler Jutta's Pflege anempfohlen, als diese den armen Mann in ein verstecktes Gemach geleitete und ihn dort mit reichen Gaben beschenkte. Den fürstlichen Mantel aber trug sie heimlich in Elisabeth's Gemach und huschte in den Speisesaal, der lieben Herrin zu dienen.

Als Elisabeth, von allen Blicken erwartet, in die glänzende Versammlung trat, vermißte ihre Schwiegermutter alsbald den neuen Schmuck, den sie selbst der sorglosen Schnur zum Hochzeitfeste verehrt.

Mit zornigen Blicken zischelte sie dem Landgrafen in's Ohr: „Erlaubst Du, daß sich Deine Gemahlin gleich einer Dirne an die Tafel setzt?"

Und Ludwig, selbst betroffen, fragte mit barschem Tone, wo sie ihren Mantel gelassen?

Erschrocken und verwirrt antwortete Elisabeth: „In meiner Kammer."

Isentrud, die der Landgräfin zur Seite stand, ward abgeschickt, ihn zu holen.

Elisabeth zitterte.

Sophiens getreue Diener hatten aber derselben schon hinterbracht, was geschehen war.

Und sie raunte ihrem Sohne zu: „Den Fürstenmantel hat die Thörin einem Bettler zugeworfen."

Ludwig befehligte alsbald einen Diener, daß er den armen Mann mit dem fürstlichen Schmuck zur Stelle bringe.

Bevor jedoch der Diener mit der Meldung wiederkam, daß der Bettler spurlos verschwunden — man wisse nicht, woher

und wohin er gekommen, und Niemand habe ihn zuvor gesehen —, hatte Isentrud den Mantel gebracht, der, wie sie sagte, unberührt im Schrein des fürstlichen Gemachs gehangen.

Alle staunten.

Konrad von Marburg aber, der strenge Beichtvater des landgräflichen Hauses, erhob seine Stimme und sprach: „Wahrlich, ein Wunder vor unsern Augen! Der Heiland ist zur Erde herabgestiegen und hat sich in die Gestalt eines Bettlers gehüllt.“

Da sprach der Landgraf mit gerührter Stimme, indem er seiner „frommen Schwester“ zärtlich die Hand drückte: „Und wenn das auch nicht wäre, hat nicht der Heiland gesagt: Was ihr gethan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan? Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset; ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränkt; ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich beherbergt; ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet; ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht; ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“

Agnes blickte ihre Mutter, die sich schweigend auf die Lippen biß, bedeutsam an. Elisabeth aber schlug in Demuth die Augen nieder. Das Geräusch der festlichen Tafel wogte um sie her, sie hörte es nicht; die leckersten Speisen dufteten ihr entgegen, ihr Mund berührte sie nicht. Und als die Mahlzeit aufgehoben ward, eilte sie in ihr Kämmerlein und schloß die Thüre zu und ließ nicht ab von langem, brünstigem Gebet.

Ein Auge hatte Jutta beobachtet, als sie den Bettler entführte und den fürstlichen Mantel ihm abnahm, Rudolph's Auge, das mit treuer Inbrunst an ihr hing. Er hatte die Jungfrau seit der ungarischen Reise nicht wieder gesehen, zumal er es vermied, die Schwelle der Landgrafenburg, wo Jutta eine zweite Heimat gefunden, zu überschreiten. Jetzt war er

jedoch mit seinem Vater zur Hochzeit entboten und wußte sich der ehrenvollen Ladung nicht zu entziehen.

Als er nun das holde Fräulein von Mühlberg wieder sah, brach des Herzens kaum verharschte Wunde von Neuem auf. Er folgte ihr auf Tritt und Schritt, um aus ihren Augen sein Schicksal zu lesen.

So war er ein unwillkürlicher Zeuge jenes Vorganges geworden, der von dem Glaubenseifer des fanatischen Mönches als ein Wunder ausgebeutet ward.

Die Ritter hatten sich nach aufgehobener Tafel in den Wald zerstreut, um frische Luft zu schöpfen, dieweil die vielen Humpen, die sie geleert, wohl manchem Kopf recht warm gemacht. Die Frauen waren in ihre Gemächer gegangen, um für das abendliche Gelag ihre Zurüstungen zu treffen. Die Sonne sank schon hinter den Kielforst hinab und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Zinnen der hohen Burg.

Jutta harrte vor der Thüre ihrer Herrin. Als jedoch noch immer nicht geöffnet ward, lehnte sie ihr Köpfchen an eine Fensterbrüstung und hing süßen Träumen nach. Ihre Augen schweiften über das zackige Horn des Hörselberges, in dessen geheimnißvollem Schooß Frau Venus ihr Hoflager hatte, in ein fernes, fernes Land.

Da hörte sie klirrende Männertritte. Sie schaute um, und — Rudolph stand vor ihr.

„Herr Ritter, fragte sie überrascht, was führt Euch in diese Halle?"

Rudolph nahte in schüchterner Ehrerbietung, und redete von dem Bettler, den die Landgräfin beschenkt.

Damit war ein Gespräch angesponnen, dessen Faden Jutta nicht sofort lösen konnte, obgleich sie wie auf Kohlen stand.

Als aber der junge Ritter dem wonnesamen Mägdlein immer tiefer in die süßen Augen sah, da konnte und wollte er die mächtig stürmenden Gefühle seiner Brust nicht länger zü-

geln. Die günstige Minute, wo sie Rede um Rede ungestört tauschen durften, er hatte sie so lange schon gesucht; wann mochte sie wiederkehren, wenn sie, die flüchtige, ihm jetzt entschlüpfte?

Und er öffnete den Heiligenschrein seines Herzens, darinnen Jutta's Bild im Sonnenstrahl der Liebe stand, und sagte ihr mit stammelnder Zunge, aber mit beredten Blicken, daß er sie heimführen möge, als sein ehrsames Weib, in die Burg seiner Väter.

Jutta wollte fliehen, aber Rudolph's brennende Augen schienen sie mit Zaubergewalt zu fesseln. Seine rührenden Worte drangen ihr, wie bannende Beschwörungsformeln, tief in die Seele. Sie hörte mit gesenktem Haupt, mit stürmisch wogender Brust.

Als er ausgeredet hatte, stand Jutta vor ihm, wie eine geknickte Blume. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, aus den Augen rannen schwere Tropfen.

Rudolph aber drängte zur Entscheidung.

Da hob die Jungfrau ihre schwimmenden Blicke flehend zu ihm empor und flüsterte kaum hörbar: „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch dieß Herz." Dabei faltete sie ihre Hände auf der wogenden Brust und trat bis in den äußersten Winkel der Halle zurück, die vom dämmernden Abend schon mit einem düstern Schleier überschattet war.

Lange schwieg der Ritter. Seine finstern Blicke wurzelten im Boden; seine Hände faßten krampfhaft nach dem Herzen, das sein reichgesticktes Wamms zersprengen wollte.

Endlich rang sich das dumpfe Wort über die bleichen Lippen: „Ich hab's geahnt. Im fremden Lande sucht die deutsche Jungfrau Glück und Herd." Dabei stampfte er mit dem Fuße, daß die Sporen weithin durch die Halle klirrten.

„Und wenn es wäre?" hauchte Jutta, sich mit einem stolzen Selbstgefühl emporrichtend.

Eh' sie aber weiter reden konnte, rief ein helles Glöcklein aus Elisabeth's Gemach.

Rudolph stürmte mit leichtem Gruß von dannen. Und als das Glöcklein wieder rief, wischte sich Jutta die Augen und schritt leis' und zögernd über die Schwelle der Fürstin.

Als Rudolph über den Burghof stürmte, trat ihm Meister Konrad in den Weg. „Wohin so hastig, Ritter?"

Ein grimmiger Fluch war die Antwort, daß sich Konrad schier bekreuzte.

Nun aber faßte er des Ritters Schärpe und sprach mit dem entschiedenen Ernste, der ihm eigen war: „Gemach, gemach, Herr Ritter! Ihr lauft dem Teufel noch früh genug in die Arme. Seid wenigstens auf geradem Wege, denn ein Fluch, wie Ihr ihn ausgestoßen, ist der sicherste Geleitsmann zur Hölle."

Dann legte er seine Hand auf Rudolph's Schulter und suchte mit schmeichelnder Stimme den Zorn des jungen Mannes zu beschwichtigen. „Oeffne mir Dein Herz, mein Sohn! daß ich die bösen Geister banne. Was Dich auch drückt und quält, die Kirche schließt, eine liebende Mutter, alle Bekümmerte in ihre Arme."

Die theilnehmende Stimme des ehrwürdigen Vaters fand den Weg in Rudolph's Brust. Er begleitete ihn in seine Klause und erschloß ihm sein Herz.

Nachdem sie lange und eifrig mit einander verkehrt, sprach der Magister mit finsterem Groll: „Also hat der ungarische Teufelsbanner, Meister Klingsor, seine Hand im Spiel? Gott bewahre das Mägdlein in allen Gnaden vor den verstrickenden Zauberkünsten des alten Gesellen!" Dabei schlug er mit feierlichen Geberden ein Kreuz nach allen Richtungen hin. „Nun, ich werde ihre Seele aus des Satans Klauen retten, so wahr mir Gott helfe! Der ungarische Graf soll nur kommen. Und

ob er mit allen Künsten gefeit, an Meister Konrad scheitert seine Macht."

Und der Pater lachte so grausenhaft, daß es dem Ritter durch Mark und Bein rieselte.

4.

Magister Konrad von Marburg war ein glaubenswüthiger Seelenhirt, starr, streng und eifrig, wie Franziskus und Dominikus, die Stifter des Bettelordens. Im blinden Gehorsam diente er dem päpstlichen Stuhl, wohl auch dem finstern Hochmuth seines Herzens. Durch Vermittelung des Papstes Innocenz des Dritten, herrschsüchtigen Andenkens, war der stolze Priester zum Beichtvater des thüringischen Fürstenhofes berufen worden, und gewann allda eine so große Macht, daß ihm Ludwig, der fromme Landgraf, die Oberaufsicht über alle Kirchenlehen anvertraute. Wenn er predigte, der hochgelahrte Mönch, so war's, als ob er mit dem Hammer seiner Rede die Herzen zermalmen wollte, als ob die Blitze seines Wortes sengend und zündend in die Seelen schlügen. Wenn die lange, hagere Gestalt in ihrer grauen Bettelkutte durch die scheu zurückweichende Menge schritt, beugten sich alle Köpfe in ehrfurchtsvoller Demuth vor ihrem finster glühenden Blick. Kein Makel haftete an Konrad's sittlich strengem Wandel. Des Goldes und der Weltlust spottete er. Sein Leib war durch selbstquälerische Kasteiungen abgehärtet; aber auch sein Gemüth war starr und hart geworden, wie der todte Fels, auf dem kein Blümlein wächst.

Nur zeitweilig hielt sich Magister Konrad auf der Wart-

burg auf. Bald zog er hier-, bald dorthin, Ketzer aufzuspüren und zu richten, oder auf offenem Feld mit feuriger Zunge immer neue Schaaren zu werben, die mit Kreuz und Speer sich gegen die Ungläubigen rüsteten. Er war unermüdlich, die armen Seelen, sei es auch mit Ketten und Banden, mit Feuer und Schwerdt in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zu retten.

Ein milderes Regiment führte sein Amtsgefährte Berthold, ein junger stiller Mann, der als Kaplan des Landgräflichen Hauses auf der Wartburg wohnte. Tag und Nacht saß er über seinen Büchern und kümmerte sich nicht um die Händel der Welt. Wenn aber ein sorgenschweres Gemüth seines geistlichen Zuspruchs begehrte, da öffnete er den reichen Schatz seines Herzens, den Glaubensschatz der Religion, und spendete aus seiner Fülle Trost und Frieden.

Konrad, der höfische Mönch, hatte über Elisabeth's weiche Seele eine wunderbare Herrschaft gewonnen. Sie schauderte vor dem Gedanken, daß er binden und lösen, daß er den Himmel öffnen und verschließen könne. Diese hingebende Demuth der jungen Fürstin schmeichelte seinem geistlichen Stolz. Immer enger und fester zog er die Fesseln, worin er ihren Leib und ihre Seele gefangen hielt.

Die fromme Schwärmerei der Herrin verpflanzete sich naturgemäß auch in die Herzen ihrer Dienerschaft. Wer weiß denn nicht, wie leicht eine Flamme die andere entzündet! Isentrud von Hörselgau war über die Jahre hinaus, wo noch die Welt das schwache Herz bethört. Es hatte lange gesucht, dieß schwache Herz, und nicht gefunden, was es suchte. Was Wunder, daß es um so wärmer den himmlischen Bräutigam umfaßte, den ihm der begeisterte Mund des Priesters entgegen führte! Irmengard aber war ein gar fügsames Mägdlein. Vor Konrad's zürnendem Feuereifer, vor den milden Blicken der geliebten Herrin schmolz ihre Seele, wie das Wachs an der Flamme

schmilzt. Nur Jutta, obgleich der Landgräfin mit zärtlicher Treue zugethan, sträubte sich gegen des Mönches rauhe Hand und flüchtete vor seinem herrschsüchtigen Gebahren in den Beichtstuhl des sanften Kaplans. —

Landgraf Ludwig war mit seinem Bruder Konrad nach Italien gezogen, allwo Kaiser Friedrich seine Vasallen um sich versammelt hatte.

Derweil brach in Thüringen eine große Hungersnoth aus. Nach einer langen, drückenden Sommergluth öffneten sich plötzlich die Schleußen des Himmels; die Gewässer traten aus und verheerten das Land. Was die Sonnenhitze nicht versengt hatte, schlug der Hagel nieder, rissen die Fluthen fort. Ein herzzerschneidender Jammer ging durch das Volk. Die Armen seufzten nach Brod, die Kranken nach Pflege. Denn zur Hungersnoth hatten sich pestartige Seuchen gesellt und rafften zahllose Menschen dahin.

„Ein Strafgericht des Himmels!" donnerte Konrad von Marburg. „Wer nicht Buße thut in Sack und Asche, wird dem Zorne nicht entrinnen."

Elisabeth war zerknirscht. Sie wollte Alles opfern, um zu helfen und zu retten. Zunächst aber — das war des Priesters Begehr, und aus seinem Munde sprach die Gottheit — sollte sie sich selber opfern.

Es war am Sanct Michaelistage Zwölfhundert sechs und zwanzig, als eine große Menge neugierigen Volkes in die Katharinenkirche zu Eisenach strömte. Dort stand die junge Fürstin vor dem Altar, gleich einer büßenden Nonne. Ihr schwarzumschleiertes Haupt war tief gebeugt, so daß man die Zähren nicht sehen konnte, die über ihr bleiches Antlitz rollten. Konrad sprach markerschütternde Worte. Ein leises, krampfhaftes Zittern überflog die Landgräfin. Viele, die da hörten und sahen, schluchzten laut.

Dann fragte der Priester, während Elisabeth unwillkürlich

in die Kniee gesunken war: ob es, um den Zorn des Himmels zu versöhnen, vor Gott und Welt ihr wohlbedachter Wille sei, ihm, dem Diener der Kirche, unverbrüchlichen Gehorsam zu geloben, und, so es Gott gefalle, ihren Eheherrn früher aus dieser Zeitlichkeit abzurufen, ein klösterliches Leben zu führen in christlicher Entsagung und Demuth?

Elisabeth hauchte ein zitterndes, kaum vernehmbares „Ja."

Und in gleicher Weise legten Irmengard und Isentrud das heilige Gelübde der Entsagung ab.

Jutta aber lag droben auf der Burg in ihrem Kämmerlein und weinte bitterlich.

Konrad hatte sie mit Himmel und Hölle bestürmt, daß sie wehrlos sich in seine Hände gebe. Selbst Elisabeth, die sanfte Gebieterin, beschwor die Jungfrau mit Thränen, ihr Seelenheil nicht freventlich von sich zu stoßen. Jutta kämpfte einen schweren Kampf. Hier das junge, schöne Leben, das mit den süßesten Reizen lockte und winkte; dort die drohende Gestalt des mächtigen Priesters, der ihre arme Seele mit den Schrecken der ewigen Verdammniß geißelte. Da brach ihr zarter Körper zusammen. Ein hitziges Fieber warf sie auf ein langes Krankenlager. Elisabeth pflegte sie mit rührender Sorgfalt. Denn wie Konrad auch die milde Fürstin gegen die „widerspenstige Dirne" aufzustacheln suchte, — Elisabeth hatte ihr treues, sittiges Gemüth gar lieb gewonnen und mochte sie schon deßhalb nicht verstoßen, weil sie durch Bekehrung ihres weltlichen Sinnes eine neue Staffel in den Himmel sich zu bauen hoffte.

Als die Landgräfin das Katharinenkloster verließ, drängte sich das arme Volk ihr nach und streckte flehend seine Hände nach ihr aus. Der unverhüllte Jammer schnitt ihr durch die Seele. Hier mußte geholfen werden. Und sie ließ die fürstlichen Speicher öffnen und theilte aus, so weit der Vorrath reichte. Als aber diese Quelle versiegte, verkaufte sie ihre Kleinodien und ihre kostbaren Kleider, um der Armen Blöße zu

decken, der Dürftigen Hunger zu stillen, der Kranken Seufzer zu mildern, und hüllte sich selber in ein Bettelgewand, indem sie in die Hütten des Jammers schlich und nicht blos leibliche Erquickung, sondern auch mit liebreichen Reden das Brod des ewigen Lebens reichte. Und als sie nichts mehr hatte zu geben, außer einem Herzen voll reicher Liebe, und die unschuldigen Kindlein und die schwachen Greise immer auf's Neue ihre flehenden Blicke auf die Wartburg richteten, verkaufte sie in überschwenglicher Milde einen Theil des fürstlichen Landes, daraus sie 64,000 Goldgülden löste, und baute am Fuße des Landgrafenschlosses ein Spital, wo sie mit eigenen Händen die Siechen pflegte und sie in der nahen Quelle des Elisabethenbrunnens badete. Ihre Wohlthätigkeit war so unerschöpflich, aber auch so labend und erquickend, wie dieser Born. Die verwais'ten Kinder, die im Hospitale eine zweite Heimat gefunden, nannten die mildherzige Fürstin ihr liebes Mütterlein, und sie nahm die Kleinen, ob sie auch noch so unsauber, noch so gebrechlich waren, auf ihren Schooß und wusch und kämmte sie, und erzählte ihnen fromme Geschichten und beschenkte sie mit allerlei Spielzeug, das sie aus der Stadt zum steilen Schloßberg hinan trug.

Die verwittwete Landgräfin schlug ob dieses Gebahrens die Hände zusammen, und die Höflinge schürten den Funken des aufglimmenden Zorns zur hellen Flamme an. „Ueber ein Kleines, so hat sie unserm Fürsten Land und Leute verschenkt, und wir tragen allesammt den Bettelsack.“ So schmähten Elisabeth's Widersacher, und es zog sich über ihrem Haupt ein drohendes Wetter zusammen.

Sie aber, die edle, hohe Frau, ließ sich in ihrem barmherzigen Wirken nicht irre machen. Wenn sie verspottet und gescholten ward, lächelte sie mit himmlischer Sanftmuth und pries sich glücklich, daß sie ihrem Heiland das Kreuz nachtragen durfte.

„Und ob ich nicht hätte, wo ich mein Haupt hinlegen sollte,“

— sagte sie einst zu ihren Frauen, — „so wollen wir doch nicht müde werden, Gutes zu thun, damit wir einst ernten ohne Aufhören.“

Konrad bestärkte sie in diesem Glauben und in diesem Streben. „Willst du vollkommen sein,“ rief er ihr zu, „so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib's den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben.“

Ach, sie hatte schon Alles verkauft und darbte nicht selten sich und den Ihrigen am eigenen Leibe ab, womit sie die Armen erquickte.

Wie oft ging sie hinab in die Stadt, um die Kranken in ihren elenden Hütten zu besuchen! Ob das Wetter noch so rauh, die Wohnung noch so fern, der Weg noch so schmutzig, die Seuche noch so ansteckend, — sie achtete keiner Mühe und keiner Gefahr. Die Liebe überwindet Alles. Je schwieriger das Werk der Barmherzigkeit, das sie verrichtete, um so wohlgefälliger war es Dem, der auch in's Verborgene sieht!

Als dennoch Hunger und Seuchen immer mehr überhand nahmen und die gebrechlichen Greise, die armen Matronen, um ihre täglichen Spenden in Empfang zu nehmen, den beschwerlichen Schloßberg nicht mehr erklimmen konnten, stiftete Elisabeth in Eisenach ein Hospital am Sanct Georgenthor, weihete es der heiligen Anna und beschenkte es mit reichen Gütern. Sie wußte immer Rath zu schaffen, schien auch die Quelle versiegt, aus welcher sie mit unermüdlichen Händen schöpfte. Es war, als ob sie das Oelkrüglein der Wittwe geerbt: das wurde nicht leer.

Landgraf Ludwig kehrte aus Italien zurück. Elisabeth ersehnte ihn mit zärtlicher Freude.

Seine Mutter aber hatte ihm Boten entgegen gesendet, die den theuern Herrn nicht blos in der lieben Heimat bewillkommnen, die ihm auch über Elisabeth's maßlose Verschwendung die Augen öffnen sollten. Und nicht genug damit, — man

suchte den jungen Fürsten in die Netze der Sünde zu verstricken, daß er dem angetrauten Weibe untreu werde.

Ludwig hörte mit Verdruß, was die giftigen Zungen ihm hinterbrachten. Denn er hatte seine Elisabeth viel zu lieb, als daß er sie verdammen oder sich gar von ihr abwenden sollte. Und die Versuchung, in die ihn schöne Frauen verlocken wollten, wieß er mit standhafter Entrüstung zurück, indem er zu seinem Begleiter, dem Ritter von Vargula, sprach: „Wie sollte ich ein solches Uebel thun und wider Gott sündigen? Und wenn es keine Sünde wäre, so wollte ich es doch nicht thun, meiner Elisabeth zu Liebe."

Als sich aber die Gatten herzlich begrüßt hatten und neben einander im stillen Gemache saßen, bat der edelmüthige Landgraf, von seiner Mutter und von seinen Räthen wiederholt dazu getrieben, die liebe Schwester mit freundlichem Ernste, daß sie doch ihrer allzureichlichen Freigebigkeit gebührende Schranken setze.

Und Elisabeth versprach's. — Aber konnte sie's denn halten? — Hier der milde Gemahl mit seiner liebreichen Bitte, dort der strenge Mönch mit seiner stachelnden Rede: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen!" — Es war ein Zwiespalt in ihrer Seele, den sie nicht zu versöhnen wußte.

Indessen hatte sich der Einfluß des fanatischen Priesters je mehr und mehr zu einem unbeschränkten Glaubens- und Gewissenszwang gesteigert. Elisabeth war seine demüthige Sclavin. Und Ludwig war ein viel zu treuer Sohn der Kirche, als daß er diesen Einfluß hätte brechen oder auch nur schmälern mögen.

Indessen war im geheimen Rath der verwittweten Landgräfin beschlossen worden, daß der junge Fürst seine Gemahlin auf die Probe stellen solle, ob sie ihr Versprechen halte. Man wollte ihn von Elisabeth's Treulosigkeit mit eigenen Augen überführen.

Rudolph, des Schenken Sohn, der im Gefolge seines Herrn

zur Wartburg gekommen, hatte von diesen Ränken Kunde erhalten.

Er ließ Jutta von Mühlberg, die wieder genesen war, um eine Unterredung bitten. Sie verweigerte ihm dieselbe. Da er ihr jedoch vermelden ließ, es gelte ihrer theuren Herrin, beschied sie den Ritter in das Gemach, wo sie mit Irmengard und Isentrud am Rocken saß.

Jutta schlug die Augen nicht empor, als Rudolph leise eintrat. Ach, sie war so trüb' und bleich geworden, daß er die holde Maid kaum wieder kannte.

Der Ritter zögerte, mit scheuen Blicken auf die neugierigen Zeugen, das Schloß seines Herzens zu öffnen. Jutta aber, als das lange Schweigen immer drückender ward, stammelte leise: „Wenn es der lieben Herrin gilt, so redet frei und unverzagt. Wir alle sind mit ihr ein Herz und eine Seele."

Und nun eröffnete Rudolph, was er vernommen.

Die Jungfrauen erschraken. Wußten sie doch, daß Elisabeth's Barmherzigkeit von keinem menschlichen Gebot gefesselt ward. Sie flüsterten lange und heimlich mit einander. Das drohende Unwetter mußte von dem Haupt der lieben Herrin abgeleitet, der Stachel ihrer Widersacher mußte gebrochen werden, — List gegen List.

Rudolph erkannte, daß er in dem Rath der Frauen eine überflüssige Rolle spiele. Er schied, von ihren warmen Danksagungen begleitet, nachdem er noch einen langen, schmerzlichen Blick auf Jutta geworfen.

Es war ein wonnevoller Tag. Die Sonne glitzerte auf dem Dache des Landgrafenhauses. Die Blumen öffneten ihre duftigen Kelche. Die Vöglein sangen im grünen Waldesdom ihre lustigsten Lieder.

Jutta ging hinab in den Garten, der neben dem Elisabethenbrunnen blühte und duftete, und kehrte bald mit einem vollen Strauß frischer Rosen zurück.

Elisabeth hatte sich währenddeß zu einem lieben Gang gerüstet. Der Landgraf war mit seiner Mutter hinab gen Eisenach gewandelt und kehrte vor Abend nicht wieder zurück. Am Fuße der Wartburg aber, auf einem lieblichen Rasenplatz, an den sich eine Felsengrotte lehnte, hatten sich die Armen gelagert und schauten sehnsüchtig hinauf, ob die milde Herrin mit vollen Händen zu ihnen herabsteigen werde.

Nachdem sie lange geharrt und schwer geseufzt, — sieh', da theilten sich die Büsche und die Fürstin trat mit herzigem Gruß unter die Menge, die sie von allen Seiten jubelnd umdrängte. Jutta, die sie begleitete, trug einen großen Korb, den Elisabeth mit Brod und Fleisch gefüllt, und wollte ihn zur „Armenruhe" niederstellen.

In demselben Augenblicke trat auf einem schmalen Pfad der Landgraf hervor, den seine Mutter hierher geführt. Indem er hastig auf seine Gemahlin zuschritt, fragte er barsch: „Was traget ihr? Laßt sehen!" Dabei schlug er den Mantel zurück, den Elisabeth im bleichen Schrecken ihrer Jungfrau zugeworfen; und siehe da! ein Korb voll blühender Rosen duftete ihm entgegen. Elisabeth war keines Wortes mächtig. Der fürstliche Herr sah ihr verwunderungsvoll in's Angesicht, das von einer himmlischen Freude verklärt war. „Ein Wunder!" stammelte er und nahm die Hand der frommen Schwester und bat gar warm und weich, sie möge ihm verzeihen, daß er ihrem milden Herzen weh' gethan. Sophie schlug ein Kreuz und ging beschämt von dannen.

Als aber die Amtleute und Schösser wiederum klagten, daß die Fürstin täglich dreihundert Arme speise und in unbedachtsamer Verschwendung alle Vorräthe leere, entgegnete ihr Herr und Gemahl: „Seid ihr deßhalb nicht gram. Wenn sie uns nur die Wartburg, Eisenach und die Neuenburg läßt, so mag sie in Gottes Namen schalten und walten. Almosengeben armet nicht."

Dennoch war der Groll der verwittweten Mutter damit nicht beschwichtigt. Sie hatte ein wachsames Auge, der frommen Schwiegertochter überall Steine des Anstoßes und des Aergernisses in den Weg zu legen.

Einstmals war der Landgraf gen Neuenburg geritten. Da hatten sich viele Bettler bis in den Schloßhof gedrängt und harrten der milden Hand, die sie erquicken sollte.

Unter ihnen war ein armer Mann, Namens Eli, der am Aussatz litt. Die bösartige Krankheit war von den Kreuzzüglern auch nach Deutschland verschleppt worden. Man bot Alles auf, ihrer gefährlichen Verbreitung Einhalt zu thun, und suchte sie insonderheit durch warme Bäder zu bekämpfen.

Da ward denn auch Eli, als die mitleidige Fürstin seiner unsaubern Gestalt ansichtig ward, sorgsam gebadet und hernach auf ihr Geheiß in das Bett gelegt, darin sie mit ihrem Gemahle schlief. Und nun setzte sich Elisabeth zu ihm und tröstete ihn mit erbaulichen Worten und ermahnte ihn zur Geduld, damit die Kreuzigung seines Fleisches zum ewigen Heil ihm verhelfe.

In demselben Gemach stand ein großes Bildniß des Gekreuzigten, kunstreich und zierlich geschnitzt. Vor diesem Bilde pflegte Elisabeth allnächtlich zu beten und schlief zuweilen auf dem Teppich ein, der im Gemache ausgebreitet war. War der Landgraf nicht daheim, so wachte sie oft ganze Nächte lang und ließ sich von den Händen ihrer Frauen geißeln, derweil sie ihre wunden Kniee vor dem Crucifixe beugte.

Der Landgräfin Sophie war hinterbracht worden, was die junge Fürstin mit dem kranken Eli gethan. Sie eiferte und schmähte; Elisabeth ließ sich jedoch in ihrem Liebeswerk nicht irre machen.

Plötzlich stampften geharnischte Rosse auf dem Schloßhof. Der Landgraf, den man noch nicht erwartet hatte, war zurückgekehrt. Als Elisabeth die Kunde vernahm, eilte sie in voller

Freude ihrem Eheherrn entgegen und vergaß des kranken Mannes, der im fürstlichen Bette lag.

Jutta aber hatte seiner nicht vergessen. Sie ahnte die Unbilden, die Elisabeth darob erfahren würde, und traf, rasch entschlossen, mit weiblicher Schlauheit die nöthigen Vorkehrungen, damit der Streich, der ihrer lieben Herrin drohte, abermals in die Luft schlug.

Sophie triumphirte in hämischer Freude, als sie ihren Sohn begrüßte. Während ihm die schwere Rüstung abgenommen ward, raunte sie ihm mit zornbebenden Lippen in's Ohr, was just geschehen.

Ludwig stutzte, und eine finstere Wolke beschattete sein heiteres Angesicht. Das war ein Frevel, den er nicht geduldig hinnehmen konnte.

Hastig führt ihn die Mutter durch des Schlosses dröhnende Hallen, daß er Elisabeth's thörichte Unbesonnenheit mit eigenen Augen sehe und richte. Zitternd und zagend folgt die fromme Gattin. Als sie nun vor dem fürstlichen Bette stehen, schlägt die Landgräfin mit höhnischem Blick die seidene Decke auf. Doch siehe! statt des aussätzigen Mannes gewahrt der staunende Fürst das Bildniß des gekreuzigten Erlösers. Sophie schlägt beschämt die Augen nieder; Elisabeth weint; Ludwig aber umarmt sie und spricht in freudiger Rührung: „Meine liebe Schwester, Gott segne Deine Milde! Thue, was Dein Herz Dich heißt: ich werd' es nimmer tadeln und rächen."

Der kranke Bettler ward nirgends gesehen.

Da er aber genesen war, ist er ein frommer Klausner geworden, und Jutta hat ihn manchmal in der Elias-Grotte besucht, darin er seine einsame Herberge aufgeschlagen.

Seitdem mochte man es nimmer wagen, die fromme Königstochter zu verdächtigen. War sie doch sichtlich von den Engeln des Himmels beschützt!

Die beiden Ehegatten aber lebten mit einander wie zärt-

liche Geschwister. Ihre Liebe wurzelte in dem Einen, was noth ist. Darum hatte sie auch einen Grund und einen Halt, den keine Macht der Erde, keine Macht der Hölle erschüttern konnte.

5.

Vom weithinschauenden Thurm herab dröhnt das Wächterhorn über die Zinnen der Wartburg.

Ein stattlicher Zug sprengt auf steilem Felsenweg der hohen Veste zu.

Die ungarischen Farben flattern im Winde. — Hurtig, ihr Knappen, die Zugbrücke nieder und die Thore auf! Es nahen werthe Gäste.

Und so war es.

Radegundis, zur lieblichen Jungfrau erblüht, suchte ihre Schwester in dem fernen Lande heim. Edle Grafen und Ritter hatten ihr das Geleite gegeben.

Jutta lugte aus dem mit Säulenfenstern durchbrochenen Erker auf die bunte Schaar hinab. Hat sie das brennende Auge, hat sie das klopfende Herz nicht getäuscht? Wahrhaftig, der stolze Ritter, der seinen schwarzen Hengst so muthig tummelt, — Beda von Panias ist's! Jetzt schlägt er das Visir des goldigen Helmes zurück; — jetzt spornt er das bäumende Roß zum rascheren Schritt; — jetzt sieht er das weiße Tuch, das grüßend aus dem Erker weht: — willkommen! willkommen! schmettern die Trompeten, klopfen die Herzen, winken die Hände hinab und hinauf.

Die Zugbrücke rasselt nieder. Das eisenbeschlagene Thor

der äußeren Halle dreht sich langsam in den Angeln. Die Gäste sprengen durch die Vorburg, von Rittern und Knappen erwartet und bedient.

Das zweite Thor, welches den inneren Burghof schließt, ist geöffnet. Reichgeschmückte Diener geleiten die edlen Herren und Frauen in das stolze Fürstenschloß.

Elisabeth ist der theuern Schwester bis auf die Freitreppe des Mußhauses entgegen geeilt und drückt das holde Kind grüßend und küssend an's Herz. Der Landgraf aber empfängt die werthen Gäste in seinem Prunkgemach, das rings mit Teppichen behangen und von einer schlanken, kunstvoll gearbeiteten Säule getragen ist.

Damit war ein lautes, buntes Leben in die Wartburg eingekehrt.

Elisabeth saß in ihrer Kemnate neben dem holden Schwesterlein und plauderte mit ihr von der fernen Heimat in gemüthlicher Heiterkeit. Es läutete zur Vesper, sie hörten es nicht; die Abendsonne spielte kaum noch an den zierlichen Bogenfenstern, sie sahen es nicht.

Da kam Irmengard und flüsterte der Landgräfin ein flüchtiges Wort in's Ohr.

Mein Gott! sie hatte die Predigt des Paters Konrad versäumt. Sie schreckte empor, als sei sie über einer Missethat ergriffen worden. Und alsbald entsendete sie eine ihrer Mägde, daß sie den strengen Priester um Verzeihung bitte. Dieser ließ ihr jedoch vermelden, daß er sich um dieser Vernachlässigung willen ihres Seelenheils nicht mehr annehmen werde.

Da eilte Elisabeth zu ihm und flehte mit zerknirschtem Herzen um Absolution. Der erzürnte Meister ließ sich jedoch nicht erweichen, weder von ihren demüthigen Bitten, noch von ihren reuigen Thränen. Und sieh', die Königstochter fiel dem Bettelmönch zu Füßen, bis er ihr gnädig die Hand zum Kusse bot. Aber nicht ohne Buße! Elisabeth mußte geloben, daß sie

ihre königliche Schwester in den Mutterschooß der Kirche retten wolle. Damit werde sie dem Heiland eine Seele gewinnen und sich selber eine Stufe in den Himmel bauen.

Die Hofdamen, die ihre Gebieterin nicht an die Vesperpredigt erinnert hatten, wurden von dem Priester hart gezüchtigt, ohne daß die Landgräfin des strengen Mannes Zorn und Rache zu beschwichtigen wagte.

So war die süße Freude, die das Wiedersehen einer geliebten Schwester in Elisabeth's Herzen geweckt, alsbald getrübt; gleichwie das Blümlein, das der erste Strahl der warmen Frühlingssonne erschließt, vom harten Nachtfrost gerührt, die welken Blätter sinken läßt.

Die Buße aber, die der Beichtiger seiner „gehorsamen Tochter" auf die Seele gebunden, ließ Elisabeth nicht aus den Augen. Radegundis mußte mit ihr wachen, fasten und beten. Und wenn das Leben mit seinen heitern Bildern an dem jungen Herzen seine Rechte geltend machte, da beschwor Elisabeth die blutige Gestalt der längst geschiedenen Mutter herauf und malte die Seligkeit einer sich selbst opfernden Seele mit so reizenden Farben, daß sich das weiche Gemüth der zarten Königstochter je mehr und mehr in die Garne einer finstern Lebensansicht verstricken ließ. Als sie aber vollends Konrad in die Schule nahm und seine glühenden Worte in des Mägdleins Seele warf, da zerflossen die holden Träume ihrer Kindheit wie ein verworrenes Nebelgebild, und der schwärmerische Geist, der ihre Schwester befangen hielt, umschleierte allgemach auch das klare Auge der lebensfrischen, lebensfrohen Radegundis.

So waren Tage und Wochen vorübergegangen. Radegundis hatte gelobt, daß sie der Welt entsagen und in einer stillen Klosterzelle ihre Heimat, ihren Frieden suchen wolle. Aber es war noch ein Geheimniß, das die Schwesterherzen mit einander bargen.

Da standen sie einst auf dem schwindelnden Söller des hohen Hauses. Tief zu ihren Füßen rauschten die Kronen des Waldes. Die Ritter waren zur Jagd ausgezogen und die Frauen blickten ihrem lärmenden Zuge nach. Ein kosendes Lüftchen spielte mit den goldenen Locken der jungen Königstochter. Bald strich sie das seidene Haar aus ihrer hohen Stirne, bald wickelte sie die langen Flechten wohlgefällig um den blendenden Nacken.

Elisabeth sah's. — Die schönen Ringellocken, sollten es nicht Stricke des Satans sein, die Klosterbraut darin zu fangen? Sie mußten, ein gottgefälliges Opfer, auf den Altar der Entsagung niedergelegt werden.

Alles Blut wich aus ihren Wangen, als Radegundis solchen Vorschlag hörte. Auf ihren Haarschmuck war sie stolz. Den hatte sie von Kindheit an mit eifriger Sorgfalt gepflegt.

„Um so eher muß er fallen!" erklärte Elisabeth. Und er fiel, — wie auch die Jungfrauen jammerten, wie auch Radegundis weinte, wie selbst Elisabeth zitterte, als sie die Scheere zur Hand nahm, um das Opfer zu vollziehen, — der lange, goldene Haarschmuck fiel.

Graf Panias hatte sich an dem finstern Treiben des herrschsüchtigen Mönches schon lange geärgert. Konrad konnte es ihm nicht verzeihen, daß er Jutta's Herz mit „sündlichen" Liebesnetzen umstrickt; und Beda zürnte in tiefster Seele, daß der Mönch das arme Mädchen unbarmherzig quälte, daß er die Landgräfin in unzerreißbaren Banden hielt, daß er sogar seine Hand nach Radegundis ausstreckte. So standen sich die beiden Männer in innerlicher Feindschaft gegenüber. Wenn sie in den Säulenhallen des Schlosses sich begegneten, warfen sie einander grollfunkelnde Blicke zu.

Wer den Sieg behalten wird, der reiche ungarische Magnat, oder der gleißnerische Bettelmönch?

Mit Jutta hatte sich der Graf verständigt. Der hintere

Burghof war durch eine tiefe Cisterne vom geräuschvollen Treiben des hohen Hauses abgeschlossen. Zwei Pforten führten in den Zwinger, wo ein lebendiger Löwe, den sein Schwager, der Herzog von Oestreich, dem Landgrafen geschenkt, in einem wohlverwahrten Gitter seine goldene Mähne schüttelte; während sein steinernes Abbild auf des Giebels Zinnen Wache hielt. Dort, an der hochragenden Mauer hatte ein Fliederbusch Wurzeln geschlagen. Unter seinen überhängenden Zweigen stand ein Ruhebänkchen, darauf die Hofdamen zu rasten und zu träumen pflegten, wenn ihre Gebieterin im nahen Badehaus manch' einsame Stunde feierte. Dort hatten sich die Liebenden gefunden; dort hatten sich die stammelnden Lippen geöffnet; dort hatten sie ihre Seelen ausgetauscht. Der Löwe brüllte, sie hörten es nicht; Elisabeth harrte der dienenden Freundin, — umsonst. Beda hatte ihr gesagt, daß er gen Mühlberg reiten und ihren Vater geziemend um die Hand der Tochter bitten werde. Dann wollte er Jutta als sein liebes Weib in seine Heimat führen, und sie wollten glücklich — o wie glücklich —

Da schlürft ein leiser Schritt im Zwinger; die Fliederzweige theilen sich; zwei stechende Augen glühen unter einer grauen Kapuze hervor die Glücklichen an.

Beda sprang empor und hätte den lauernden Mönch gepackt, wenn nicht Jutta zitternd ihn zurückgehalten.

Das traute Minnestündlein war gestört. Aber nicht das allein. Der Pater hatte sogleich in heiliger Entrüstung mit der Landgräfin verkehrt. Als Jutta mit zaghaftem Herzen und zögerndem Schritt der Gebieterin nahte, wieß sie dieselbe zürnend von sich. Jutta durfte bis auf weiteren Befehl ihr Kämmerlein nicht verlassen. Dort sollte sie mit Beten und Fasten strenge Buße thun.

An einem der nächsten Tage hatte Landgraf Ludwig zu Ehren seiner Gäste ein großes Turnier veranstaltet. Die vornehmsten Ritter aus Thüringen und Hessen waren dazu einge-

laden. Die schwergeharnischten Streitrosse wieherten, die Schwerdter blitzten, die Lanzen splitterten. Aber aus allen Kämpfen ging Graf Panias als Sieger hervor. Die Wucht und Kraft seines Armes war unwiderstehlich.

Viele tapfere Ritter, die er in den Sand gestreckt, verfolgten ihn mit neidischen Blicken. Der Landgraf aber reichte seiner Gemahlin einen goldenen Becher, daß sie ihn dem siegreichen Gast als Ehrenpreis spende.

Elisabeth stand auf dem Söller. Rings umher die Ritter und Frauen im festlichen Schmuck.

Da drängte sich Konrad von Marburg hastig durch die Menge. Ein unheimliches Feuer sprühte aus seinen kleinen, stechenden Augen. Ehrerbietig wiechen vor dem gefürchteten Priester die dichten Reihen zurück.

Mit geheimnißvollen Worten bat er seinen fürstlichen Beichtsohn um ein kurzes Gehör. Ludwig stutzte und ein finsterer Schatten zuckte über seine hohe Stirn. Dennoch fügte er sich ohne Zögern dem Begehr des strengen Mönches.

Lange verkehrten sie mit einander im landgräflichen Gemach. Draußen standen die hohen Gäste und wußten sich die seltsame Störung nicht zu enträthseln. Ein unmuthiges Flüstern lief von Mund zu Mund.

Als der Landgraf mit dem Mönch zur Treppe herabstieg, auf deren Geländer ein kunstvoll geschnitzter Pantherdrache ruhte, schien ein Gedanke durch Konrad's Seele zu blitzen. Er faßte den Panther in's Auge und zischte, indem ein unheimliches Lächeln sein bleiches Antlitz verzerrte, hastig durch die schmalen Lippen: „Mit dem Ungethüm muß er kämpfen, der Zauberer, so er im heiligen Gottesgericht seine Unschuld erhärten will.“

Mit finsterm Antlitz rief der Landgraf seine Gemahlin vom Söller zurück. Die Feier ward vertagt.

Die Landgräfin zuckte zusammen, als sie von dem Fürsten

vernahm, was Konrad mit ihm verhandelt, und bekreuzte sich an Stirn und Brust. Sie ward desselbigen Abends nicht mehr gesehen, während sich die Gäste im großen, getäfelten Festsaal zu erlustigen suchten. Aber es war, als liege ein Alp auf jeder Brust. Die wunderlichen Ungeheuer, in das Balkengefüge des Saales kunstvoll geschnitzt, schienen lebendig geworden zu sein und grins'ten gespenstisch in's wogende Treiben herab.

Graf Panias hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen. Sein Ritterstolz war verletzt. Er ahnte mit innerem Grimm, daß die Pfeile des rachsüchtigen Mönches auf ihn gerichtet seien. Aber er wußte den Schleier noch nicht zu lüften, hinter dem sich das finstere Geheimniß barg.

Bald legte er seine heiße Stirn an den Marmorpfeiler des hohen Kamins, bald ging er mit dröhnenden Schritten auf dem Estrichboden des Gemaches auf und ab. Die lustigen Töne der Musik hallten lockend zu ihm herüber; aber er ballte die Faust mit grimmen Fluch und schwang sein riesiges Schwerdt, als kämpfe er mit einem unsichtbaren Gespenst.

Allmälig verstummten die Töne im Palast. Nur einzelne Tritte klirrten noch über den Burghof. Mitternacht mochte nicht fern sein.

Da klopfte es hastig an der Thüre, die der Graf verschlossen hatte. Rasch sprang er vom Lager empor, auf das er sich geworfen. Die Kerzen waren tief herabgebrannt und warfen nur noch ein düsteres, flackerndes Licht auf die gemalten Schnörkeleien des hohen Gemachs.

Beda kannte keine Furcht. Ohne zu fragen, was man von ihm heische, zog er den Nachtriegel zurück. Dennoch erschrak er fast, als ein Ritter, vom Kopf bis zum Fuße geharnischt, über die Schwelle schritt. Unwillkürlich griff er nach seinem Flammberg.

Der Ritter aber sagte mit gedämpfter Stimme: „Gemach, gemach, Herr Graf! Wir stehen uns nicht mehr in der Stech=

bahn gegenüber. Ich komm' in guter Absicht. Eurer Freiheit, Eurem Leben droht Gefahr. Wollt Ihr mir vertrauen, so geleit' ich Euch an sicherer Hand von hinnen."

Beda wußte nicht, ob er der seltsamen Rede glauben sollte, glauben durfte. Mit Erstaunen hatte er seinen Nebenbuhler, Rudolph von Vargula, erkannt. Der Ritter zürnte ihm. Sie hatten sich bisher nur in trotziger Feindschaft gegenüber gestanden. Und nun bot er ihm die Hand zur Rettung? —

Beda zögerte, sie zu ergreifen. Sein Ritterstolz sträubte sich dagegen, dem Landgrafenhause, das ihn gastlich aufgenommen, in feiger Flucht den Rücken zu wenden. Was hatte er verbrochen? — Daß er Jutta liebte, treu und ehrlich liebte, das ward doch im Thüringerland nicht mit dem Burgverließ bestraft? —

Rudolph enthüllte ihm mit flüchtigen Worten, was sich begeben. Er war von Konrad von Marburg der Zauberei bezüchtigt worden. Meister Klingsor habe ihn in seine Teufelskünste eingeweiht, und mit diesen Künsten habe er im Turniere gesiegt, mit diesen Künsten — fügte Rudolph mit schmerzlich zuckenden Lippen hinzu — habe er Jutta's Herz bethört.

Beda lachte laut auf, daß es schauerlich im weiten Gemache wiederhallte.

„Lacht nicht, Herr Graf! Ihr kennt den Mönch noch nicht. Der heilige Vater in Rom hat ihn mit unumschränkter Vollmacht begabt, die Ketzer aufzuspüren und zu richten. Für einen Ketzer aber gilt vor seinem gewaltigen Arm kein Recht und keine Gnade. Selbst der Landgraf könnte Euch nicht schützen, und ob er wollte. Eh' noch der Morgen tagt, schmachtet Ihr vielleicht im Burgverließ, und dem Löwen ist schon das Futter entzogen, daß er desto grimmiger werde, wenn Ihr um Euer Leben mit ihm kämpft."

Es dauerte lange, ehe Graf Panias die schmachvollen Schrecken, die auf ihn stürmten, zu fassen vermochte. Rudolph

aber sprach so warm, aus seinen edlen Blicken leuchtete ein so treues Gemüth, daß er die Hand des feindlichen Freundes ergriff und mit herzinnigem Danke drückte.

Wie aber sollten sie in dunkler Nacht die fest verschlossene Burg verlassen?

Rudolph wußte Rath. Nachdem sich Beda gewappnet, führte er ihn mit einer Blendlaterne durch einen unterirdischen Gang, der aus dem Erdgeschoß des hohen Hauses tief im Thale mündete. Mit einem rostigen Schlüssel ward die heimliche Pforte leise geöffnet. Die Fledermäuse, um die Helmbüsche der Ritter flatternd, störten kaum ihren eiligen Schritt. Bald hauchte ihnen die frische Nachtluft entgegen. Ueber ihren Häuptern blinkten die Sterne des Himmels.

Panias athmete tief auf. Noch einmal wendete er sein Antlitz der hohen Veste zu. Ein Lichtlein funkelte aus einem kleinen Fenster. Ob Jutta noch wachte und für ihn betete? Seufzend winkte er dem lieben Mägdlein seine Abschiedsgrüße zu. Dann streckte er drohend die Hand empor und schwur dem Pfaffen blutige Rache. Daß Jutta eingekerkert, daß er selbst gleich einem Verbrecher entfloh, — war's nicht sein Werk?

Rudolph trieb zur Eile. — Doch wohin ohne Roß und Weg?

Auf einem schmalen Pfad drangen die Ritter immer tiefer in den Wald hinein. Die Mondsichel blinkte durch das flüsternde Laub und erhellte ihren nächtlichen Gang. Vom Giebel des Landgrafenhauses aber blickte das scheußliche Drachenbild wie drohend ihnen nach.

„Während des Tages müßt Ihr in einer Klausnerhöhle rasten. Dort seid Ihr sicher. Wenn der Abend dämmert, führe ich Euch Roß und Diener zu, damit Ihr ungesäumt der Heimat zueilt."

So sprach Rudolph von Vargula zum Grafen Panias. Dieser mußte sich fügen, obgleich mit hellodernden Zorn und

mit dem leisen Verdacht, der immer wieder seine Blicke trübte, daß ihn Rudolph aus dem Wege räumen wolle.

Bald war die Grotte erreicht, in welcher Eli, der aussätzige Bettler, haus'te. Leise flüsterte ihm Rudolph seine Botschaft zu, und als der Klausner hörte, daß sie von Jutta kam, räumte er dem fremden Ritter bereitwillig sein weiches Mooslager und versprach ihm einen sicheren Versteck.

Beda hatte Jutta's Namen gehört. Nun sollte ihm sein edelmüthiger Retter offenbaren, wie sich die Begebenheiten der letzten Stunden so seltsam gefügt.

Rudolph aber sagte mit wehmüthigem Ernst: „Lebt wohl, Graf Panias, und forscht nicht weiter. Hätte sich nicht ein edles Herz für Eure Unschuld verbürgt, wer weiß, ob Ihr die Heimat wiedersäh't. Jetzt muß ich scheiden, auf dem Weg, den wir gekommen, in die Burg zurückzukehren, bevor des Wächters Horn die Schläfer weckt. Lebt wohl!"

Wer aber war das edle Herz, das Beda's Unschuld verbürgt?

Die Frauen plaudern gern. Die Schreckenskunde, die Elisabeth vernommen, drückte und beängstigte ihr frommes Gemüth. Und sie offenbarte ihren Frauen den ruchlosen Frevel, der vor ihren Augen geschehen, und die Strafe, die des Ketzers Haupt darniederschmettern sollte.

Irmengard entsetzte sich und Isentrud kreischte, ob vielleicht auch Jutta in des Satans Stricken befangen sei?

Sie wurden abgeschickt, das ahnungslose Kind, das seine einsame Klause nicht verlassen durfte, klüglich auszuforschen, und die arme Seele, wenn es nicht zu spät, vor der bethörenden Gewalt eines unseligen Zaubers durch harte Bußübungen zu retten.

Bevor ein Viertelstündchen verronnen, wußte Jutta Alles, was sich begeben.

Da war keine Zeit zum Beten und Kasteien. Hier mußte

gehandelt, hier mußte geholfen werden. Mit dem Scharfsinn der Liebe, aber auch mit einer unendlichen Angst überschaute sie die Gefahr, die über Beda's verfehmten Haupte schwebte.

Wie aber warnen und retten, da sie nicht einmal die Schwelle ihres Gemaches überschreiten durfte? — Sie weinte sich die Augen roth, sie rieb sich fast die Hände wund, und sah doch nirgends einen Ausweg.

Schon dämmerte der Abend und des Priesters Rache pflegte nicht zu zaudern. Da blitzte ein Gedanke durch ihre Seele, — es war freilich ein Gedanke der Verzweiflung, aber sie hielt sich daran fest, gleichwie der Schiffbrüchige sich an das Bretchen klammert, das auf den stürmischen Wogen ihm entgegen schwimmt.

Eine vertraute Magd beschied den Ritter von Vargula vor das Fensterlein ihres Klosets. Edle Herzen verstehen sich. Rudolph war höchlich überrascht ob des seltsamen Antrags, den Jutta mit bebenden Lippen ihm stellte. Er hatte sich schon fast gefreut, daß ein so schweres Wetter über Beda's Haupt zusammenzog, und wußte kaum, ob er der Anklage des Pfaffen, ob er der Fürsprache des Mägdleins seine Ohren öffnen solle. Dennoch war es nur ein kurzer Augenblick des Zweifels, des Bedenkens. Ritterdienst und Minnedienst waren zwei Blüthen, die in seiner edlen, mannhaften Seele einen tiefen Boden gefunden. Der Edelmuth siegte. Das höfische Wesen des übermüthigen Mönches war ihm stets zuwider gewesen. Mit wunderbarer Selbstverleugnung bekannte er sich dem angsterfüllten Herzen, obgleich es seine Huldigungen verschmähte, zu jedem Dienst gewärtig. Freilich hätte Rudolph lieber mit dem Schwerdte d'rein geschlagen. Doch es galt, der Pfaffenlist den Stachel abzubrechen. Und so nahm er denn geduldig den rostigen Schlüssel, den Jutta verwahrte, weil sie mit ihrer Gebieterin manchmal den geheimen Gang betrat, wenn diese ihre Spenden dem armen Volke unbelauscht und unbemerkt zutragen wollte.

So ward Graf Panias gerettet.

Konrad knirschte, als die Häscher ihm hinterbrachten, daß der Zaubervogel ausgeflogen sei. Kein menschliches Auge hatte ihn gesehen. Die Thore der Wartburg waren bis zum lichten Morgen fest verschlossen. Selbst in der nahen Stadt ward vergebens nach ihm gespäht.

Damit aber feierte der Priester einen Triumph, an den er gar nicht gedacht. Was bedurfte es weiter Zeugniß? — Wie einst Meister Klingsor in einer Nacht von Preßburg gen Eisenach gefahren, so hatte er jetzt seinen dienstbaren Geistern geboten, daß sie den Grafen Panias ungefährdet von dannen führten.

Als aber am nächsten Abend auch sein treuer Schildknappe verschwand und Heinrich von Dermbach, ein armer Ritter, mit Rudolph von Vargula innig befreundet, das Roß nicht wieder brachte, das er zur Kurzweil vor der Burg getummelt: da schüttelten doch Manche bedenklich das Haupt, daß wohl noch andere Hände im Spiele seien, als die Zauberkünste des alten Meisters. „Snippin Snap!“

6.

Es war im Jahr Eintausend zwei hundert sieben und zwanzig. Da begab sich's, daß Kaiser Friedrich der Zweite sich zu einem Kreuzzug rüstete, um die heiligen Stätten, wo der göttliche Erlöser einst gelebt und gestorben, von den muselmännischen Horden, die sie inne hatten, zu säubern. Ach, Tausende und aber Tausende hatten schon Gut und Blut daran

gesetzt, daß im gelobten Lande wiederum das Kreuz zur Herrschaft komme: umsonst!

Jetzt predigte Meister Konrad auf des Papstes Geheiß mit feuriger Zunge, daß die ganze Christenheit sich um das heilige Zeichen der Erlösung schaaren und es mit starker Hand auf das befreite Grab des Auferstandenen pflanzen solle. Und von allen Seiten strömten sie herbei, die Herren und Knechte, und nahmen das Kreuz, das sie zum heiligen Zuge weihte und verpflichtete.

Ein milder Frühlingstag hatte den Landgrafen mit seiner Gemahlin auf den hohen Thurm gelockt, der, die Zinnen der Wartburg überragend, weit hinaus lugte in's Thüringerland. Dort standen sie mit verschlungenen Händen, von säuselnden Lüftchen umkos't, und freuten sich des jugendlichen Brautgewandes, das Wälder und Felder angelegt.

Ludwig hatte sein verbrämtes Wams gelüftet — die Sonne schmeichelte gar lind und warm! — und seine Augen schweiften, von einer stillen Wehmuth umflort, über die liebe Stadt und über das gesegnete Land, das ihm der Himmel anvertraut. Da sah Elisabeth — es war ein rascher, starrer Blick! — das Kreuz, das Ludwig zu verhüllen suchte. Mit einem schmerzdurchzitterten Schrei sank die Fürstin zusammen.

Ludwig rief ihre Frauen, daß sie die ohnmächtige Herrin vom hohen Bergfrieth hinab in die Kemnate trugen.

Als Elisabeth die thränenden Augen wieder aufschlug, tröstete sie der Fürst mit süßen Worten, daß er sich der heiligen Fahrt nicht entschlagen könne; er trage Gut und Blut von seinem Heiland und von dem Kaiser zu Lehen, so wolle er es auch der Ehre seines Herrn im Himmel und auf Erden zum Opfer bringen. Er hatte ihr das Kreuz verbergen wollen, um sie nicht vor der Zeit zu ängstigen. Wenn sich aber ehedem ihr Vater, der König Andreas, einem Kreuzzug angeschlossen, dürfe wohl jetzt der Landgraf von Thüringen daheim bleiben,

damit das ganze Volk an seiner Frömmigkeit und Tapferkeit irre werde?

Elisabeth empfand das Gewicht seiner Worte und redete ihm nicht darein. Aber eine düstere Ahnung umschattete ihre Seele und gebeugten Hauptes seufzte sie mit tonloser Stimme: „Des Herrn Wille geschehe!“

Viele edle Ritter aus Thüringen und Hessen schlossen sich mit ihren Reisigen dem theuern Fürsten an, und durch das ganze Land ging eine heilige Begeisterung. Auch die Schenken von Vargula und Meinhard von Mühlberg, Jutta's Vater, blieben nicht zurück. Und daß die gottgeweihte Schaar des geistlichen Zuspruchs nicht entbehre, folgten fünf Kaplane — darunter Konrad und Berthold — dem stattlichen Zug.

Der Tag des Abschiedes nahte. Die fromme Fürstin ging zur Stadt hinab, die heilige Messe zu hören und für eine glückliche Heer- und Meerfahrt inbrünstig zu beten. Die Armen und Gebrechlichen umringten sie, wie sonst, und drängten bis über die Schwelle der Kirche ihr nach. Mit unermüdlichen Händen spendete sie nach allen Seiten, bis ihr Metschgen ererschöpft war. Aber ein blinder Greis, der noch keine Gabe empfangen, verfolgte sie bis zum Altar. Da reichte ihm die barmherzige Fürstin ihren kostbaren, mit Silber gestickten Handschuh. Dieß gewahrte Rudolph, der junge Ritter, welcher die Landgräfin begleitet hatte. Alsbald tauschte er das Kleinod von dem armen Greis um eine hohe Summe und schmückte damit seinen Helm, daß es gegen die Schwerdter der Sarazenen ein schützender Talismann sei.

Mittlerweile hatte Ludwig die Regierung seiner Lande in die Hände seines Bruders Heinrich Raspe gelegt und in einer großen Volksversammlung sich und die Seinen dem Schutze des Allmächtigen befohlen. Dann bestellte er sein Haus und besetzte Burgen und Städte und beschenkte Kirchen und Klöster,

damit Die, so darinnen wohnten und beteten, den Segen des Himmels für ihn und für sein theures Land erflehen möchten.

Als die bittere Trennungsstunde schlug, beschied er seine Räthe und vertrauten Diener nach Schmalkalden, wohin ihm seine Mutter und seine Gattin das letzte Geleite gaben, und nahm von Allen rührenden Abschied.

Ludwig schien zu ahnen, daß er die liebe Heimat nicht wieder sehe. Die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Kaum vermochte er sich aus den Armen seiner Elisabeth loszureißen. Als aber die Rosse stampften und die Gefährten zum Aufbruch mahnten, zeigte er der schmerzgebeugten Gattin einen Siegelring, in dessen Stein das Gotteslamm geschnitten war, und sprach: „Herzliebste Schwester, dieses Ringlein soll Dir eine Botschaft meines Lebens oder meines Todes sein: vertraue Dem, der es Dir bringt!“

Darauf segnete er sie, bestieg sein wieherndes Streitroß und eilte mit seinen Getreuen von dannen.

Ach! es war ein Abschied auf Nimmerwiedersehen! — Nicht einmal das gelobte Land erreichte Ludwig. Unterwegs befiel ihn ein Fieber, und am elften September Eintausend zwei hundert sieben und zwanzig hauchte er zu Otranto in Sicilien sein edles Leben aus, nachdem erst achtundzwanzig Sommer hinter ihm lagen.

Schon waren seine Mannen abgesegelt, als ein nacheilendes Schiff ihnen die Trauerbotschaft hinterbrachte. Sofort kehrten Thüringer und Hessen, ihres fürstlichen Anführers beraubt, in die Heimat zurück, um die sterblichen Reste des theuren Mannes in die Ruhestätte seiner Väter zu führen. Sie lagen in einem Sarg, mit schwarzem Tuch bedeckt, daran ein Kreuz mit kostbaren Edelsteinen geheftet war.

Eine große Betrübniß ging durch das Thüringerland, als die frühe Todeskunde ruchbar wurde.

Nur Elisabeth, wiewohl von schweren Träumen geängstigt, blickte noch mit hoffender Sehnsucht in die Ferne, sich eines frohen Wiedersehens tröstend. Man hatte ihr geflissentlich die Schreckensbotschaft verschwiegen, dieweil sie gesegneten Leibes war. Als sie aber ein Töchterlein zur Welt geboren, faßte sich die landgräfliche Wittwe ein Herz und reichte ihrer Schnur das Ringlein mit dem Gotteslamm und sprach, indem sie selber schluchzte: „Liebe Tochter! Der gelitten hat, gleichwie wir, doch ohne Sünde, Dein Herr und Heiland stärke und tröste Dich."

Elisabeth erschrak zum Tode. Und als ihr nun enthüllet ward, was man nicht länger verbergen konnte, rief sie im Uebermaß ihres Schmerzes: „Gestorben! gestorben! gestorben! — Nun ist die Welt mir todt und Alles, was darinnen ist."

Die Frauen gingen ihr nach und suchten sie zu trösten. Sie aber weinte bitterlich und seufzte mit gefalteten Händen: „O Herre Gott, o Herre Gott! der du die Wittwen und Waisen nicht verlässest, erbarme Dich uns'rer!"

Und im ganzen Landgrafenschloß erhob sich ein lautes Wehklagen und Jammern.

Elisabeth war damals zwanzig Jahre alt und hatte ihrem Gatten vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, geboren.

Der vierjährige Hermann erbte die väterlichen Güter und die väterliche Würde.

Aber sein Oheim, Heinrich Raspe, hatte ein gar selbstsüchtiges Gemüth und war ein harter, ungerechter Mann. Nur zu bald mißbrauchte er die Vormundschaft, die er über den Knaben führte, und geberdete sich als unumschränkter Herr von Thüringen und Hessen. Böse Rathgeber wagten es sogar, den schmachvollen Gedanken in sein untreues Herz zu werfen, daß er sich des unbequemen Erben entledige und die reiche Herrschaft an sich reiße.

Und Elisabeth? —

Eine wunderbare Kraft beseelt die gotterfüllten Frauenherzen, daß sie oft den stärksten Mann beschämen. Elisabeth hat's bewährt. Der Stern ihres zeitlichen Glückes war untergegangen. Um so heller schlugen in der Seele der königlichen Dulderin die Flammen des begeisterten Glaubens empor. Ihr Sehnen und ihr Wandel war im Himmel. Und nur gar zu bald kam die Zeit, die ihre demüthige Ergebung in Gottes Rath und Willen auf eine harte Probe stellte.

Der neue Landgraf sandte eine Botschaft, eine schmachvolle Botschaft, daß die edle Frau mit ihren unschuldigen Kindlein flugs die Wartburg räume, und ließ Jedermänniglich warnen, sie nicht aufzunehmen und zu schützen.

Als diese unfürstliche Botschaft bekannt wurde, erhob sich in den Frauengemächern des landgräflichen Schlosses ein abermaliges herzzerschneidendes Wehklagen. Selbst die betagte Schwiegermutter, obgleich sie der ungarischen Königstochter niemals hold gewesen, war ob dieser Härte tief entrüstet und wollte die Vollstrecker des grausamen Befehles von hinnen treiben.

Umsonst! Der entartete Sohn hörte nicht auf die Fürsprache der Mutter, nicht auf den Jammer des Hofgesindes, nicht auf den Vorwurf seines Gewissens.

Elisabeth aber fügte sich mit christlicher Geduld in das unabänderliche Verhängniß. Schluchzend verließ sie mit ihren armen Waisen, gleich einer hülf- und schutzlosen Bettlerin, die theure Stätte, wo sie als Herrin Jahre lang in Frieden gelebt, in Segen gewirkt.

Frau Sophie schloß die schmerzgebeugte Schnur, die kaum das Wochenbett verlassen, und die kleinen lieben Enkel unter heißen Thränen in die Arme und schaute ihnen lange nach, als sie, verstoßen und geächtet, den Schloßberg hinab zogen, um in Eisenach ein Obdach zu suchen. Die hohe und doch so demüthige Fürstin trug das jüngstgeborene Töchterlein an ihrem

Mutterherzen. Ihre treuen Jungfrauen Jutta, Irmengard und Isentrud geleiteten die andern Kinder und waren mit dem wenigen Geräth belastet, das die Königstochter aus dem Hause ihres Gatten mitnehmen durfte. Es war ein Anblick, der auch ein steinern Herz erweichen mochte.

In Eisenach aber fand Elisabeth, die fürstliche Mutter der Armen und Kranken, die so Viele gespeis't und getränkt, gekleidet, gepflegt und beherberget hatte, in des Winters Strenge kaum ein Obdach, wo sie ihr gramgebeugtes Haupt hinlegen konnte. Alle Thüren waren ihr verschlossen, weil die engherzigen Gemüther die Ungnade des neuen Herrschers fürchteten. Ueberall ward sie, sonst wie ein Engel des Segens mit Freuden begrüßt, mit scheelen Blicken angesehen, mit höhnischen Worten von dannen gewiesen.

„Der Menschen Gunst welkt wie ein Blatt:
Wohl dem, der Gott zum Freunde hat!"

Ein altes, hartherziges Weib, das von der huldreichen Fürstin zu wiederholten Malen Almosen und Arzeneien empfangen, begegnete ihr in einer engen Gasse, wo einzelne Steine über einen schmutzigen Graben gelegt waren. Die Alte wollte nicht zur Seite weichen und stieß die Landgräfin mit höhnischer Gewalt in den Koth. Ohne die erlittene Schmach mit einem bösen Wort zu rächen, stand Elisabeth auf und säuberte im nahen Bache die beschmutzten Kleider.

Endlich fand sie, die gebenedeiete Fürstin, in einer der unsaubersten Herbergen der Stadt ein dürftiges Obdach. In der ärmlichen Stube haus'te die Familie des Wirths mit ihren Gästen und mit ihren Schweinen in traulicher Gemeinschaft. Dort blieb die Königstochter über Nacht und weinte und betete viel.

Als aber gegen Morgen die Meßglocke des nahen Klosters ertönte, flüchtete sie mit ihren Kindern zur heiligen Stätte und

bat den Guardian, daß er mit seinen Mönchen den alten Triumphgesang anstimmen möge: „Herr Gott, dich loben wir!" — dieweil sie der Herr gewürdigt habe, den Leidenskelch mit ihm zu trinken. Da kam eine wehmüthige Freude in ihr zerrissenes Herz. Sie blieb in der Barfüßerkirche und äußerte mit lächelndem Munde: „Gestern war ich eine Fürstin und hatte Burgen und Städte; heute will mich Niemand beherbergen. Herr, dein Wille geschehe!" Darnach verhüllte sie das Haupt und schluchzte. Denn überall trat ihr, wie ein finsteres Gespenst, die bittere Erfahrung entgegen: Undank ist der Welt Lohn.

Da sie in die unsaubere Herberge nicht zurückkehren wollte, nahm sich ein mitleidiger Priester der verfolgten Dulderin an und verschaffte ihr ein ruhiges, wenn auch enges und dürftiges Obdach. Um sich nun mit ihren Kindern zu ernähren, versetzte sie ihr Geschmeide und arbeitete mit ihren Frauen Tag und Nacht um's tägliche Brod. Aber auch jetzt noch sparte sie das Wenige, was sie hatte, um verschämte Arme aus dem unergründlichen Schatze ihres frommen Herzens zu erquicken. Nur im Glücklichmachen war sie glücklich.

Das Gerücht von den unverdienten Drangsalen der schwergeprüften Kreuzträgerin war unterdessen auch zu ihrer Tante, der hochwürdigen Aebtissin von Kitzingen, gedrungen. Diese schickte einen Wagen nach Eisenach und ließ sie mit den Ihrigen gen Bamberg holen, wo sie von ihrem mütterlichen Großoheim, dem dasigen Bischof, gütig aufgenommen ward.

Während sie nun, unter des Bischofs Schutz, auf dem Schlosse Bodenstein lebte, kehrten die thüringischen Grafen und Ritter, welche den Zug nach Palästina aufgegeben hatten, in ihre Heimat zurück und führten die Gebeine ihres theuren Herrn in einem silbernen Sarge mit sich.

Elisabeth, die schmerzgebeugte Wittwe, ging dem Trauerzuge bis Bamberg entgegen und betete mit Thränen der Rüh-

rung: „Könnt' ich ihn wieder haben, den herzlieben Bruder, die ganze Welt gäb' ich darum; in tiefster Armuth wollt' ich mit ihm leben. Das weißt Du aber, o Gott, daß ich meines Hauptes kleinstes Härchen nicht opferte, ihn zum Leben zu erwecken, wenn es wider Deinen Willen wäre. Ich empfehle ihn und mich Deiner Gnade."

Die thüringischen Edeln, als sie die Unbilden erfuhren, welche ihre gnädige Herrin erduldet hatte, nahmen sie mit sich nach Reinhardsbrunn, wo der Leichnam ihres Gemahles feierlich bestattet wurde.

Und nach der ernsten Feier, die alle Herzen tief erschüttert hatte, traten die Ritter vor Heinrich Raspe, und der wackere Erbschenk, der die Königstochter einst aus ihrem Vaterland geleitet, sprach in Aller Namen so eindringliche, freimüthige, ergreifende Worte, daß der Landgraf, zu Thränen gerührt, sein hartes, untugendliches Verfahren schamvoll bereute und der schwergekränkten Schwägerin die Versöhnungshand bot.

Nun kehrte Elisabeth auf die Wartburg zurück.

Aber es litt sie dort nicht lange. Der Stern ihres irdischen Glückes war untergegangen. Sie sehnte sich aus dem Geräusch des Fürstensitzes in die stille Einsamkeit des Klosterlebens. Selbst die schmeichelhaftesten Heirathsanträge, die der jungen, schönen Wittwe von manchen Seiten her entgegen getragen wurden, wieß sie entschieden, fast zornig zurück. „Ich bin des Himmels Braut. In diesem seligen Ehrenstande will ich verbleiben, wie ich meinem Beichtiger gelobt, und Ihr sollt mich darin nicht ärgern und stören."

Die Stadt Marburg mit etlichen Dörfern und dreihundert Mark Silbers war der verwittweten Frau zum Leibgedinge ausgesetzt. Als ihr Heinrich Raspe dasselbe zuwieß, faßte sie, auf den Rath ihres geistlichen Vormundes, den Entschluß, in ihr Witthum überzusiedeln und allda ihr Leben zu beschließen.

Ob ihre dienenden Frauen sie begleiten wollten, gab sie denselben anheim. Diese aber sprachen einhellig: „Haben wir die guten Tage mit Euch verlebt, und sollten nicht auch, so Gott es also fügt, die bösen mit Euch theilen?"

Darüber war Elisabeth tief gerührt und hoch erfreut. Sie hatte sich an die frommen „Dirnen" so gewöhnt, daß ihr die Trennung das Herz zerschnitten hätte. Nun aber durften sie die schlichte Fürstin nicht mehr „Gnädige Frau" benamsen. „Jetzt, sagte sie, gilt's Du und Du, denn wir sind Freundinnen geworden."

Jutta aber hatte noch einen schweren Kampf zu bestehen.

Rudolph, der edle Ritter, war mit dem Heerzug zurückgekehrt. Die Liebe, die er mitgenommen, hatte er wiedergebracht.

Als er nun von Jutta's Entschluß hörte, wollte er's noch einmal wagen, Herz und Hand der theuren Jungfrau zu gewinnen. Er hatte, wie es einem ehrlichen Rittersmann geziemt, offenherzig mit ihrem Vater verhandelt, und der alte Meinhard hatte ihm gesagt: „Ich begrüße Euch mit Freuden als meinen Sohn, wenn Euch Jutta mir zuführt. Aber in des Kindes Seele greif' ich nicht mit rauher Hand."

Da jedoch Rudolph des ungarischen Grafen gedachte, braus'te Meinhard zornig auf: „Mit dem Freier mag sie mir vom Leibe bleiben, bei Gott dem Herrn! Pater Konrad — er ist ein hochfahrender, übermüthiger Pfaff, und ich mag ihn nicht leiden! — aber er hat mir doch ein Licht angezündet, daß ich vor dem höllischen Abgrund erschrocken bin, an dem mein Kind gestanden. Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Soll ich meine Tochter in die Arme eines Ketzers, eines Zauberers geben? Da mag sie lieber der schlaue, höfische Pfaff in den Schoos der Kirche nehmen. Ist doch ihre Seele gerettet."

Und er murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und stampfte mit dem Fuße, daß die Wände dröhnten.

Beda von Panias war verschollen. Jutta dachte an ihn, wie man eines Todten gedenkt. Aber sein Bild stand noch immer in ihrem Herzen im vollen Glorienschein der ersten Liebe. Selbst die Bannsprüche des hochwürdigen Magisters hatten es nicht zu verwischen, nicht einmal zu trüben vermocht. Sie hatte allen Respekt vor seiner hochgelahrten Frömmigkeit und beugte sich in Demuth unter seine gewaltige Hand; aber ihren Glauben an Beda's Unschuld und an Beda's Treue konnte er nicht erschüttern.

Als nun Rudolph um ein trauliches Zwiegespräch bat, griff sie unwillkürlich nach dem Herzen. Es that ihr weh, den wackern Freund zu betrüben. Er hatte sich des Grafen so edelmüthig angenommen; er war so durch und durch ein Ritter ohne Furcht und Tadel; er hing an ihr mit so getreuer, warmer Neigung: und doch — konnte sie der Stimme ihres Herzens Schweigen auferlegen? mochte sie die Hand vergeben, wenn sie nicht auch ihre ungetheilte Liebe bieten konnte? durfte sie die fürstliche Freundin jetzt verlassen, um im Schooß der Liebe und des Glückes einen eigenen Herd zu gründen? —

Und noch einmal sagte sie zu ihm mit nassen Augen, indem sie die zitternde Hand ihm entgegenstreckte: „Zu lebenslangem Danke bin ich Euch verpflichtet. Hohe Achtung, treue Schwesterliebe widmet Euch mein Herz. Laßt Euch damit begnügen, edler Ritter! Bei meinem Heiland, ich habe nicht mehr, was ich Euch geben könnte."

Und er hört's mit stummen Harme,
Reißt sich blutig los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß. —

Jutta aber folgte ihrer fürstlichen Freundin nach Marburg.

7.

In Marburg lebte Elisabeth gleich einer Nonne. In ein graues, armseliges Gewand gekleidet, entsagte sie nicht blos allen Freuden und Genüssen der Welt, sondern unterzog sich auch mit bewundernswürdiger Selbstverleugnung den niedrigsten Diensten. Ihre schlichte Wohnung ward zu einer Herberge der Armen und Kranken. Die goldenen und silbernen Gefäße, die sie aus Ungarn mitgebracht, die seidenen, mit Gold durchwirkten Tücher und Kleider, das kostbare Geschmeide, das sie in ihr Witthum gerettet hatte, selbst das Geld, das ihr Leibgedinge einbrachte, — Alles opferte sie der Armuth und litt selber oft recht bittere Noth.

Die Großen der Erde kümmerten sich kaum noch um die schwärmerische „Thörin" und verspotteten und verunglimpften ihr Leben und Streben, weil sie es eben nicht begreifen konnten.

Der heilige Vater aber, Gregor der Neunte, nahm sich ihrer huldreich an, tröstete sie ob der Schmach, die sie um Gottes willen ertrug, und ermahnte sie, auf dem Wege der Entsagung und Geduld zu beharren, damit sie die Krone der ewigen Herrlichkeit empfange.

Ihr strenger Seelsorger und Sachwalter, Magister Konrad, gewann eine immer unbeschränktere Herrschaft über das weiche Gemüth der gottseligen Frau. Es kam so weit, daß sie nichts Anderes war, denn seine demüthige Sklavin. Damit sie je mehr und mehr der Welt absterbe, belegte er sie mit den härtesten Bußübungen. Im Kloster Altenberg mußte sie ihm nochmals blinden Gehorsam schwören und ward von einem Helfershelfer des grausamen Mönches bis auf's Blut gegeißelt.

Als Jutta sie mit Thränen beschwor, ihres zarten Körpers zu schonen, entgegnete sie mit schmerzlichem Lächeln: „Wir

müssen uns wohl so Etwas gern gefallen lassen, denn es geht uns hierin wie dem Grase, das am Ufer wächst. Tritt der Fluß über, so beugt es sich, und das strömende Wasser geht darüber hin, ohne es zu verletzen. Läßt die Ueberschwemmung nach, so erhebt es sich wieder und wächst zu Jedermanns Freude um so schöner empor. So müssen auch wir zuweilen gebeugt und gedemüthigt werden, um uns desto froher und gestärkter wieder aufzurichten."

Ohne Konrad's Erlaubniß wagte Elisabeth kaum noch zu reden und zu speisen. Die empfindlichste Züchtigung stand ihr bevor, wenn sie eines seiner kleinlichen Gebote übertrat. Ihrer verschwenderischen Mildthätigkeit aber suchte er allmälig Einhalt zu thun; denn als sie feierlichen Profeß gethan, als sie das klösterliche Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des unbedingten Gehorsams abgelegt, hatte sie Alles, worüber sie noch verfügen konnte, in Konrad's Hände gegeben.

Dennoch war des Herzens Stimme mächtiger, als das Gebot des Mönches. Damit er ihrer Freigebigkeit Schranken setze, befahl er, daß Elisabeth nicht mehr als einen Pfennig jedem Bettler verabreiche. Nun, so gab sie öfter, bis aus vielen Pfennigen ein Groschen ward. Als Konrad dies erfuhr, durfte sie, statt des Geldes, nur Brod spenden. Allein sie verdoppelte, wie zuvor, auch das Brod.

Als sie einmal eine Summe Geldes erhielt, um sich bequemer einzurichten, glaubte sie ihrem Herzen keinen schöneren Festtag bereiten zu können, als daß sie — in Konrad's Abwesenheit — die Armen und Gebrechlichen der ganzen Gegend auf einem freien Platze lagern ließ und fünfhundert Mark in kleinen Münzen unter sie vertheilte. Da stimmten die armen Leute fromme Danklieder an, und Elisabeth war so seelenvergnügt, wie sie bei fürstlichen Prunkgelagen nimmer gewesen.

Ihre glücklichsten Stunden verlebte sie in dem Hospitale, das sie, nebst einer Kapelle, in Marburg errichtet hatte. Darin

schaltete sie wie eine barmherzige Schwester und gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, die Kranken zu warten und zu pflegen. Daneben spann sie Wolle für das Altenberger Kloster, und wenn sie etliche Groschen mit ihrer Hände Arbeit verdient, so war sie hocherfreut und legte sie als milde Opfergabe auf den Altar. Und ob sie krank im Bette lag, sie ließ nicht von der Arbeit ab; und wenn ihr die Mägde den Rocken entrissen, nahm sie die Wolle und zupfte sie, bis ihre zitternden Hände den Dienst versagten.

Dabei führte die Königstochter ein so dürftiges Leben, daß sich nicht einmal die Kammerfrauen damit begnügen wollten. Die einfachen Speisen, die sie selbst bereitete, waren in bloßem Wasser gekocht; und wenn sie ja einmal ein wohlschmeckendes Gericht auf ihrem Tische hatte, labte sie damit die Armen, die sich oft und gern vor ihrer Thüre sammelten. Hatte sie aber gar nichts, was sie geben konnte, so flickte und wusch sie die zerlumpten Kleider kranker Bettelkinder und scheute sich nicht, die Kleinen zu herzen und zu küssen.

Aber dies Alles genügte dem rauhen Priester noch nicht. Die zartesten Bande, welche die arme Fürstin an die Erde knüpften, mußten zerrissen werden, damit er sie immer tiefer und fester in seine eigenen Fesseln verstricke.

Mit wohlberechneter Grausamkeit entriß er das jüngste Töchterlein — die anderen Kinder waren auf der Wartburg zurückgeblieben — ihren Armen, damit sie, wie er sagte, von den natürlichen Empfindungen der Mutterliebe nicht am Dienste Gottes verhindert und in der Liebe zu ihrem Heiland beeinträchtigt werde.

Jammernd gab Elisabeth auch das Liebste hin, was sie hatte. Sie murrte nicht und sträubte sich nicht. „Es ist eine harte Prüfung, die mir der werthe Gottesmann auferlegt," sagte sie mit einem tiefen Seufzer; „sollen wir denn aber nicht durch Trübsal in's Reich Gottes gehen? Wer Vater oder Mutter,

Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, hat der Heiland gesagt, der ist meiner nicht werth."

Nun aber galt es, auch noch andere Bande zu lösen. Die treuen Gefährtinnen, die mit Elisabeth aufgewachsen waren und durch gute und böse Tage sie begleitet hatten, sollten ihr gleichfalls entrissen werden. Konrad gebot's; da half kein Widerstreben und kein Fleh'n. Isentrud und Irmengard hatten ihm schon seit Jahren unbedingten Gehorsam gelobt. Er nahm sie beim Wort und führte sie dem Altenberger Kloster zu, das für dieses Leben seine Pforten hinter ihnen schloß. Mit gebrochenem Herzen und mit heißen Thränen sah Elisabeth die trauten Freundinnen von hinnen zieh'n.

Um so wärmer drückte sie nun ihre treue Jutta an die Brust. „O daß Du mir bleiben dürftest!" seufzte sie tief auf, „damit ich in der bösen Welt nicht ganz allein und ganz verlassen stehe!"

Jutta aber hing mit allen Fasern ihres Herzens an der sanften Dulderin. „Ich bleibe!" erklärte sie mit entschiedenem Muth. „Ueber mich hat der Pater nicht zu gebieten."

Elisabeth aber sagte verweisend:

„Gott spricht aus seinem Munde, und Du könntest ihm widerstehen?" Dann fügte sie wehmüthig hinzu: „Und wenn er Dir nicht zu gebieten hat, — ich bin seine Magd; er thue mit mir, wie's ihm gefällt."

Konrad's Versuche, auch Jutta in seine Fesseln zu schlagen, waren noch immer gescheitert. Sie hatte zwar der Welt Valet gesagt, seitdem die zarte Blüthe treuer Minne immer tiefer und tiefer ihr welkes Köpfchen senkte; aber daß sie gerade unter die Hand sich beugen sollte, welche diese Blüthe grausam geknickt, dagegen sträubte sich ihr innerstes Gemüth. Sie erwieß dem hochwürdigen Pater die fromme Ehrerbietung, die sie dem Diener der Kirche schuldig war. Weiter liefen ihre Wege nicht zusammen.

Als Konrad aus dem Altenberger Kloster zurückkehrte, führte er der jungen Fürstin zwei alte mürrische Weiber zu, die er forthin zu ihren Kammerfrauen bestellte.

„Und Jutta?" fragte Elisabeth leise, und eine stille Angst flehte aus ihren feuchten Blicken.

„Jutta wird Euch morgen verlassen," antwortete der Priester kurz und streng.

„Barmherziger Gott!" seufzte die arme Frau und verhüllte schluchzend ihr Haupt.

Der Mönch schien sich an ihren Qualen zu weiden. Nach einer langen Pause trat er der Fürstin näher und sagte mit gespreizter Milde, indem er seine kalte Hand auf ihre heiße Stirne legte: „Sei gesegnet, meine Tochter, um Deiner Demuth willen! Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er." — „Wollt Ihr aber das Mägdlein behalten," fuhr er in jenem scharfen Tone fort, der wie ein Messer in's Herz drang, „nun wohl, bekehrt das trotzige Gemüth zum Kloster."

Damit ging er in gemessenem Schritt zur Thür hinaus.

Als Jutta eintrat, streckte ihr die Fürstin mit abgewendetem Antlitz die Hand entgegen und flüsterte mit weicher, zitternder Stimme: „Mein liebes, liebes Kind, wir müssen scheiden."

„Das wolle Gott nicht!" fuhr Jutta empor.

Elisabeth erzählte ihr, was sich begeben hatte. Entweder — oder! Was des Priesters Mund verkündigt hat, war ein unabänderlicher Richterspruch.

Noch einmal kämpfte Jutta einen schweren Kampf. Noch einmal tauchten die verlockenden Bilder einer glücklichen Zukunft vor ihren Blicken empor. Dann sank sie in sich selbst zusammen und begrub die süßesten Hoffnungen und Wünsche ihrer Brust in einem brünstigen Gebet.

Sie hatte überwunden.

Wie ein geduldiges Opferlamm trat sie in Elisabeth's Zelle, reichte ihr die kalte Hand und schluchzte leise: „Ich bleibe bei Dir."

Elisabeth umarmte sie und stammelte für das Opfer, das sie ihr bringe, den freudigsten Dank. Dann faltete sie die Hände, hob ihre verklärten Blicke empor und sprach mit tiefer Rührung: „O du Gebenedeiete, vergilt es der treuen Seele, was sie an mir thut. Sie hat das gute Theil erwählt, das wird nicht von ihr genommen werden. Und wahrhaftig, daß ich diese Freude noch erlebe, daß ich diese Seele noch gerettet habe, ist mir lieber, als wenn mein Sohn Kaiser geworden."

Am nächsten Tag gelobte Jutta feierlich in Konrad's Hand, daß sie als Laienschwester in den Dienst der Kirche trete.

Um diese Zeit fügte es sich, daß dem König Andreas von Ungarn, Elisabeth's Vater, die Kunde zukam, seine Tochter lebe in der Ferne, alles Trostes bar, wie eine Bettlerin.

Darob erzürnte er sich, und schickte flugs eine große Gesandtschaft nach Thüringen, um sie in die alte Heimat zurückzuführen.

Als nun die ungarischen Herren in die kleine, schmucklose Zelle traten, in welcher Elisabeth haus'te, sieh', da drehte ihres Königs Tochter, die thüringische Landgräfin, im grauen Nonnengewand die Spindel, also daß ihre stolzen Landsleute schier erschrocken und entrüstet in die Hände schlugen.

Elisabeth aber war in Gott vergnügt. „Seid mir gegrüßt, werthe Herren!" — empfing sie die Gesandten. — „Es freut mich, daß mein Vater, den Gott segnen wolle, in Liebe und Sorge meiner gedenkt. Daß Ihr mir gute Kunde von ihm bringt, erkenn' ich mit gerührtem Dank. Die liebe Heimat aber seh' ich nimmer. Diese kleine Zelle ist mein Schloß, darin ich leben und sterben will; dies graue, ärmliche Gewand ist mein Schmuck und Ehrenkleid, und wenn Ihr mein Gefolge sehen wollt, mein stattliches Gefolge, so blickt nur hinaus." Damit zeigte sie lächelnd auf die Bettlerschaar, die sich vor ihrem Fenster gesammelt.

Mit innerlicher Befriedigung hörte sie, daß Radegundis

bereits den Schleier genommen, obschon ihr königlicher Vater unwillig das greise Haupt darob geschüttelt, und trug den edlen Grafen tausend Grüße an die fromme Schwester auf.

Als aber die Gesandten ihres königlichen Vaters Wunsch und Willen ihr hinterbrachten, daß sie wiederum ein neues Ehebündniß schließe, trat sie vor das Bild des Gekreuzigten, das über ihrem Bette hing, beugte die Kniee und sprach: „O Herr Jesu, du bist mein Bräutigam! Deinetwegen hab' ich Alles in der Welt verlassen, Vater, Mutter, Kinder, Land, Städte, Schlösser, Geld und Gut."

8.

Während deß hatte ein Bettler draußen mit Jutta verkehrt. Mit halb verhülltem Angesicht beschwor er sie, daß sie mit ihm zum Elisabethen-Brunnen eile, allwo sein preßhafter Gefährte in Schmerz und Schwäche niedergesunken. Wenn dem Armen nicht geholfen werde, müsse er elendiglich verkommen.

Jutta wanderte mit Elisabeth gar oft zu jenem Brunnen, der aus einem Felsen am Löhnberg entsprang. Jetzt war die Herrin durch den seltenen Besuch gefesselt. Warum sollte Jutta nicht in ihrem Sinne handeln und helfen? War sie doch selbst durch lange Gewohnheit zu einer barmherzigen Armen- und Krankenpflegerin geworden. So nahm sie denn hurtig, was zur ersten Hülfe erforderlich schien, und eilte mit dem Bettler von dannen.

Der gepflasterte Weg, der zur Quelle führte, schlängelte sich jenseit der Stadt durch ein dichtes Gebüsch.

Als sie dasselbe erreichten, stieß der unbekannte Führer

plötzlich in ein Hörnlein, das er unter seinem zerlumpten Kittel hervorzog. Die Zweige theilten sich. Ein schwarz geharnischter Ritter vertrat dem Mägdlein den Weg und streckte, fast schüchtern, die Hand nach ihr aus. Da faßte sie ihr Begleiter, der vermummte Bettler, und schleppte sie mit starken Armen einem aufgezäumten Rosse zu, das an der nächsten Eiche angebunden stand.

Der schwarze Ritter aber rief: „Halt!“ Er schlug das Helmvisier zurück und trat auf Jutta zu. Sie war leichenblaß geworden und starrte ihm in's Angesicht. Dann lispelte sie schmerzlich: „Beda!“ und sank zusammen.

Die Männer trugen sie in's Gebüsch.

Als sie die Augen wieder aufschlug, flüsterte ihr Graf Panias — denn er war's — die zärtlichsten Namen zu.

Jutta war der Sprache nicht mächtig. Nur mit den Händen wehrte sie verzweifelnd jeder Liebkosung und jeder Hülfe.

Beda aber sprach mit leidenschaftlich beflügelten Worten: „Ich kann nicht leben ohne Dich. Dein Bild ist mit mir gegangen, als mich der gleißnerische Pfaff von dannen trieb. O, wär' ich mit Zaubermacht gerüstet gewesen, durch die Lüfte hätt' ich Dich getragen bis an das Ende der Welt. Dem Geächteten war Deine Heimat verschlossen. Nicht einmal einen Gruß vermocht' ich aus dem fernen Lande Dir zu senden. So hab' ich Jahr um Jahr mit mir gekämpft, und bin nicht zum Frieden gekommen. Als aber der König die Gesandtschaft rüstete, brach die innere Gluth in lichte Flammen aus. Es hielt mich nicht länger. Ich schloß mich dem Zuge an, selbst auf die Gefahr, daß mich Wahnsinn und Bosheit vor ihr Vehmgericht stellten. Und wie ein ehrlicher Freier bin ich zu Deinem Vater gegangen und hab' um Deine Hand geworben. Aber der schlaue Pfaff hatte dem Grafen Panias, dem ungarischen Ketzer, die Thüre verriegelt. Mit Schmach bin ich zurückgewiesen worden. — Da komm' ich nun, Jutta, und will

Deine Banden brechen, und will Dich mit mir nehmen in die ferne Heimat, und will —"

„Halt!" schrie die Jungfrau, indem sie emporsprang. „Es ist zu spät." Und sie beugte das Haupt und legte die Hände auf ihre Augen und schluchzte laut.

„Zu spät?" knirschte Beda, und trat mit flammenden Blicken einen Schritt zurück, indem er unwillkürlich den Griff des Schwerdtes faßte.

„Zu spät!" hauchte Jutta, und die Arme sanken ihr schlaff darnieder, und es war, als ob die Kniee wiederum zusammenbrechen wollten.

Der Bettler, der seine Lumpen von sich geworfen, und nun im ritterlichen Wamms vor ihnen stand, sprach barsch und finster: „Laßt das Lamentiren, bis ihr daheim sitzt! Den Pfaffen nehm' ich auf mich, und das Fräulein, Beda, —"

Damit gab er dem Grafen einen Wink, daß er die Jungfrau auf's Roß tragen solle.

Jutta aber streckte mit angstverzerrten Zügen die Hände gegen ihn und rief: „Ich bin des Himmels Braut. Wer will sich an mir vergreifen?"

Wie ein zischender Blitz die Eiche splittert, so schmetterte dieß Wort tief in des Grafen Brust.

Starr und sprachlos stand er da, wie ein geknickter Stamm.

Der fremde Ritter aber lachte laut und höhnisch: „Tauscht den Schleier mit der Haube, und das spröde Täubchen wird schon kirre werden."

„Nicht so, Ritter von Dermbach!" wehrte Panias das schroffe Wort zurück. „Ihr habt mit der Kirche gebrochen. Gott aber behüte mich vor dem Frevel, daß ich meine Hand an einen Schatz legen sollte, der meinem Herrn und Heiland eigen ist!"

Jutta warf einen dankgerührten Blick ihm zu, und wendete sich zur Rückkehr.

Da trat noch einmal Beda an sie heran, preßte seine Hände auf die eisengeharnischte Brust und sprach mit schmerzgedämpfter Stimme:

„So scheiden wir denn für dieses Leben. Der Himmel hat es nicht gewollt, daß wir zusammen glücklich wären. Möget Ihr in stiller Zelle den Frieden finden, den die Welt nicht geben kann. Mir bringt ihn wohl — ein Sarazenensäbel — im gelobten Lande."

Jutta wendete schluchzend das Antlitz, und schied mit leisem Gruß. Kaum wollten sie die Füße tragen.

Beda schaute ihr bang und schmerzlich nach. Dann zuckte ein Zornblitz über sein bleiches Gesicht; drohend streckte er die geballte Faust nach der Stadt hinüber und rief mit flammenden Blicken: „Fluch und Rache über Dich, Du gleißnerischer Räuber meines Glücks und meines Friedens!"

Heinrich aber lachte wieder gar höhnisch, indem er dem Grafen das stampfende Roß zuführte, und sprach: „Was hilft der Fluch? Den hat schon mancher über ihn ausgerufen, wenn sie ihn vor das Ketzergericht schleppten und die Flammen des Scheiterhaufens nach seinem Haupte züngelten. Aber laßt mir — setzte er mit bleichen, zornstammelnden Lippen hinzu — laßt mir den Pfaffen nur in den Weg laufen, dann bleibt es nicht beim leeren Fluch! Die Leiche meines Bruders, das Lebensglück der armen Schwester schreien um Rache."

Graf Panias sprengte von dannen, daß die Funken stoben. Heinrich aber eilte zur nächsten Herberge, wo sein gesatteltes Roß ihn erwartete.

In Elisabeth's Zelle ist es still und düster. Die hohe Frau liegt auf dem Krankenbett. Ach, die mannichfachen Leiden, die sie erduldet, die Entbehrungen, die sie sich auferlegt, haben ihre Kräfte verzehrt, haben die Blüthe ihres Lebens zerfressen. Aber selbst die Todesahnungen, die an ihren Blicken vorüberziehen, erfüllen ihre Seele mit tiefinnerlicher Freudigkeit, so daß sie ihre matten Augen gen Himmel richtet und mit gebrochener Stimme seufzt: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Die arglistigen Weiber, die Konrad ihr zum Dienst verordnet, mag sie nicht an ihrem Lager dulden. O, sie haben in den letzten Tagen ihre Geduld auf übermenschliche Proben gestellt! Nur Jutta sitzt zu ihren Füßen und weint und betet mit ihr.

Die scheidende Sonne warf ihre letzten Strahlen in das enge Stübchen. Elisabeth lag in fieberhaftem Schlummer. Verworrene Traumbilder zogen durch ihre Seele, bis dieselben vor ihrem inneren Auge Gestalt gewannen und der Heiland ihr die Hand entgegenstreckte mit dem freundlichen Gruße: Komm, du auserwählte Braut, mein Reich ist dir geöffnet!

Als sie erwachte, seufzte sie tief auf und lispelte: „Gott sei Dank! ich werde bald von hinnen gehen!" Dabei glänzten ihre Blicke und ein himmlischer Friede war über ihr ganzes Wesen ausgegossen.

Jutta suchte ihr die Todesgedanken auszureden. Elisabeth aber schüttelte lächelnd ihr bleiches Angesicht, und traf mit einer Freudigkeit, als ob sie sich zu einem Hochzeitfeste rüste, alle Anstalten zu ihrem Begräbniß. In der Nacht erwachte sie und fragte Jutta: „Hast Du nicht die Englein gehört, die jetzt an meinem Bette sangen? — Hast Du nicht die heilige Jungfrau gesehen, wie sie mir winkte?" —

Des andern Morgens ließ sie sich noch einmal in ihr

liebes Hospital geleiten, segnete die Kranken, die sie bisher gepflegt, vermahnte sie mit rührenden Worten, und gab ihnen vollends Alles, was sie hatte.

Als sie auch von ihren Freunden und Dienern wehmüthigen Abschied genommen und ihre treue Jutta zärtlich an's Herz gedrückt, empfing sie in verklärter Andacht die heiligen Sterbesakramente.

Konrad, nachdem er lange mit ihr gebetet, fragte, was sie über ihre Hinterlassenschaft verfüge, und sie gab den Bescheid: „Ich behalte mir zu meinem Begräbniß eines meiner besten Kleider vor; denn an dem Ehrentage ihrer Heimfahrt geziemt es sich der Braut, geschmückt zu sein. Alles, was ich sonst noch habe, gebe man den Armen, daß sie mich in ihr Gebet einschließen."

So hatte Elisabeth ihr Haus bestellt. Die Erde war vor ihren Blicken versunken. Der Himmel that sich auf. Fromme Betrachtungen und brünstige Gebete füllten ihre letzten Stunden aus. Und als ihr Meister Konrad die rührende Geschichte von der Auferweckung des Lazarus vorgelesen hatte, senkte sich ein süßer Schlummer auf ihre müden Augen, — ein Schlummer, aus dem sie nicht wieder erwachte.

Dieß geschah am neunzehnten November Zwölfhunderteinunddreißig, als Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, vierundzwanzig Jahre alt war.

Die Armen und Kranken, die Wittwen und Waisen, die ihre treueste Pflegerin verloren hatten, jammerten und weinten, als ob ihnen die leibliche Mutter gestorben. Ja, sie fielen über ihren Leichnam her, bevor er, von Spezereien umduftet, in die Elisabethenkapelle eingesenkt ward, um von ihren Kleidern, ihren Haaren irgend ein wunderthätiges „Heiligthum" zu retten.

Am vierten Tage nach ihrem Verscheiden ist Elisabeth's sterbliche Hülle in die von ihr gestiftete Kirche zu Marburg

feierlichst beigesetzt worden, allwo deren kostbarer und mit vielen, überaus schönen Edelsteinen verzierter Sarg annoch zu sehen ist.

Allda sind viel Zeichen und Wunder geschehen, so daß die gläubige Menge zu ihrem gebenedeieten Grabe gewallfahret ist, um von leiblichen und geistigen Gebrechen gnädiglich erlös't zu werden. Und eine güldene Münze ist zu ihrem Begräbniß geprägt worden, darauf geschrieben steht: Sie streuet aus und gab den Armen, ihre Gerechtigkeit bleibet ewiglich. (Ps. 112, 9.)

Drei Jahre waren seitdem vergangen. Ein prächtiger Dom wölbte sich über der schlichten Kapelle, die Elisabeth gestiftet hatte. Und die Hallen des Domes wimmelten von hohen Potentaten und geistlichen Herren. Wer mochte sie nennen, die Fürsten und Grafen und Ritter, die Bischöfe und Prälaten, die Aebte und Mönche, die gekommen waren, das Gedächtniß der Entschlafenen zu feiern? Draußen aber stand und wogte die unabsehbare Menge des Volks in gläubiger Andacht.

Meister Konrad aber? — Manche Augen suchten den Mann, welcher der frommen Fürstin den Weg zum Himmel gebahnt und hernach ihr gottseliges Leben zum Gedächtniß der Nachwelt geschrieben.

Er hatte ihn nicht erlebt, den festlichen Tag. Nachdem er viele Ketzer gerichtet, viel Blut und viele Seufzer auf seine Seele geladen, war über sein eigenes Haupt ein blutiges Gericht hereingebrochen. Der Kaiser hatte ihm auf dem Reichstag zu Mainz sein schmähliches Handwerk gelegt, und auf dem Heimweg unweit Kappel war er überfallen und erschlagen worden.

Jammer und Thränen hatten nie sein Herz gerührt. Und als er nun selbst vor seinen Mördern jammerte und weinte, hat er kein Erbarmen gefunden. Wer Blut sä't, erntet Blut.

Ein unheimliches Gerücht lief durch's Land, daß Heinrich von Dermbach die rächende Hand an ihn gelegt. Der Ritter war seitdem verschwunden und ward nimmer geseh'n. —

Im Dom zu Marburg ertönten die Glöcklein zum Hochamt. Und siehe, der heilige Vater, Gregor der Neunte, der von Rom herüber gekommen, trat in aller Pracht und Würde seines Amtes vor den Hochaltar; und der Kaiser mit seiner güldenen Krone und alle Fürsten und Herren, und alle Prälaten und Aebte beugten sich vor dem Statthalter Christi.

Und sie gingen dreimal um das Grab der verklärten Fürstin. Dann ward ihr Kämmerlein geöffnet und ihre Gebeine wurden feierlich in purpurne Decken gehüllt und in einen silbernen Sarg gelegt. Kaiser Friedrich aber schmückte das demüthige Haupt mit einer goldenen Krone, und der Papst sprach ihr Gedächtniß heilig für immerwährende Zeiten und weih'te ihren Todestag zu einem Festtag des christlichen Volkes.

Zahllose Thränen flossen, heiße Gebete stiegen zur Gebenedeieten empor.

Auch die alte Landgräfin Sophie, die ihr unmündiges Enkelkind, Elisabeth's Sohn, mit zitternder Hand geleitete, beugte sich mit ihren beiden Söhnen, dem Landgrafen Heinrich Raspe und dem Fürstabte Konrad, vor den Gebeinen der seligen Frau, die sie im Leben so gering geachtet. Dann ward die irdische Hülle der heiligen Elisabeth ausgestellt, dem Volke zur gläubigen Verehrung.

Drei tiefverschleierte Nonnen saßen Tag und Nacht bei dem Sarge. Es waren Isentrud, Irmengard und Jutta. Und als man denselben in das prachtvolle Grabmal versenkte, das zu Ehren der heiligen Frau errichtet war, umschlangen sie ihn

noch einmal mit ihren Armen, und küßten und benetzten ihn mit ihren Thränen.

Ein deutscher Ordensritter aber verhüllte das Haupt, und warf sich vor den Stufen des Altars nieder, bis er vom Küster, der das Gotteshaus verschließen wollte, aus seiner schmerzlichen Versunkenheit emporgehoben ward.

Ehrerbietig grüßte ihn das Volk. Rudolph von Vargula, nachdem er in den deutschen Orden getreten, hatte im gelobten Lande Wunder der Tapferkeit gethan. Allein das Schwerdt der Muselmänner hatte ihn verschont. Er war mit Kaiser Friedrich in die Heimat zurückgekehrt.

Was er aber jetzt im Elisabethendome zu Marburg gelobt? —

Die alte Märe klingt im neuen Liede wieder:

„Nun verlässet er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Ahnenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo ein Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben
Blickte Stunden lang
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich in's Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Und so saß er viele Tage,
Saß viel Jahre lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang: —
Und so saß er, eine Leiche
Eines Morgens da.
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah."

Martin Luther.

Eine Geschichte aus der Reformationszeit.

Thüringen ist Deutschlands Herz, sein warmes, treues Herz. Kräftige Pulsschläge bewegen dasselbe und haben schon oft den Blutumlauf des deutschen Lebens erfrischt und beschleunigt. Große Erinnerungen gehen durch die lauschigen Thäler und über die waldbekränzten Berge des schönen Landes, das die stille Hand der Sage und das reiche Füllhorn der Natur mit tausend Reizen geschmückt.

Darum pilgern jährlich, oft aus weiter Ferne, bunte Schaaren von einem Ende des Thüringerwaldes zum andern und winden das zarte Haidekraut, das um die Felsen wuchert, zu einem unverwelklichen Erinnerungsstrauß.

An der südwestlichen Grenzmarke des langgestreckten Gebirges, da, wo jetzt die neue Werrabahn mit der Thüringer Eisenbahn zusammenmündet, liegt, wie eine duftige Erdbeere im schmucken Mooskörbchen, das liebe Eisenach, mit Nichten die kleinste unter Thüringen's Städten. Dort, am Fuße der Wartburg, reicht sich der Norden und der Süden unserer deutschen Heimat gleichsam die Bruderhand. „Thüringen's Burgen-Königin", mit Stolz und Freude gekannt, „so weit die deutsche Zunge klingt", ist die geweihete Stätte, wo das Mittelalter und die Gegenwart, die katholische und die protestantische Welt in Friede bei einander stehen. An diesen Zinnen, die jetzt in verjüngter Schönheit und doch mit der Majestät des ernsten Greisenalters auf die heitern Enkel niedergrüßen, haften alle Blicke,

auf diesem Bergaltare opfern alle Herzen mit gleicher Inbrunst.

Darum vermag die schlichte Stadt den Fuß des Wallers kaum zu fesseln. Er eilt, der jugendlichen Greisin in das schweigsame und doch beredte Angesicht zu schauen und die alte Chronik zu durchblättern, die mit unauslöschlichen Zügen in das Mauerwerk der „festen Burg" geschrieben ist.

Und doch, mein Lieber! nicht allzu rasch. Obwohl das einfache Städtchen großartige Merkwürdigkeiten nicht aufzuweisen hat, so findet das sinnige Gemüth doch manchen Rast- und Haltepunkt, wo Gegenwart und Vergangenheit ihre bilderreiche Zauberlaterne ihm aufschließen.

Nur Eines dieser Bilder — hab' Acht! — will ich Deinen Blicken vorüberführen.

Du stehst „hinter dem Residenzhause", auf einem kleinen Plane, den man neuerdings den „Lutherplatz" getauft. Das schiefe Eckgebäude, das mit seiner östlichen Wand die schrägauflaufende „Fleischasse" begrenzt, fällt Dir sofort in die Augen. Warum? Es ist ein alterthümlicher Bau mit vortretendem Balkengefüge und mancherlei absonderlichen Zierrathen. Zu beiden Seiten der gewölbten Thüre prangen zwei Ritterköpfe mit Sturmhauben und langen Bärten, in Stein gemeiselt. Fromme Denksprüche und halberhabene Bildhauerarbeiten mit schwebenden Engeln zeugen von dem hohen Alter des schlichten Hauses, darinnen Martinus Luther als Currentschüler gewohnt haben soll*). Darum hat man es das Lutherhaus benannt, obgleich sothaner Name nicht im Mund des Volkes lebt.

---

*) Gegenüber fesselt noch ein anderes Haus (Nr. 119) das kunstsinnige Gemüth. Denn unter seinem Dache hat Johann Sebastian Bach's Wiege gestanden (geb. 25. März 1685) — die Wiege jenes musikalischen Heros, dessen Ehrenkränze keine Zeit entblättert.

Eisenach und die Wartburg, die zu einander gehören, wie der Adler zu seinem Horste, wie das Kind zu seiner Mutter, sind von einer gar bedeutsamen Vergangenheit überstrahlt. Nirgends im Thüringer Lande hat die Sagendichtung so schöne Blüthen getrieben, nirgends finden die Chronisten, wenn sie in den Schacht der alten Zeit hinabsteigen, eine so reiche Ausbeute. Hier haben hochherzige Fürsten gelebt und gewaltet, deren hehre Bilder sich dem Herzen des Volkes mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt; hier hat sich das mannliche Ritterthum in Scherz und Ernst getummelt und der stillen Frauentugend seine Minnehuldigungen dargebracht; hier haben die Harfen begeisterter Sänger gerauscht; hier hat die gläubige Frömmigkeit geliebt und geduldet, hier wurzelt mit seinen zartesten Fasern der unter rauhen Stürmen emporgewachsene Baum religiöser und politischer Freiheit. Fürwahr, man würde von dem schlichten Bild der lieben Stadt den schönsten Farbenschmelz abstreifen, wenn man nur die nüchterne Gegenwart in's Auge fassen, nicht aber auch die bunten Gestalten einer vielbewegten Vergangenheit aus ihrem stillen Grab heraufbeschwören wollte. Denn alles Schöne und Große des mittelalterlichen deutschen Lebens und die edelsten Bestrebungen der neuen Zeit haben auf und unter der Wartburg nicht blos Wurzeln geschlagen, sondern auch Blüthen getrieben und Früchte angesetzt.

Höre denn eine Geschichte, in der sich einzelne Bilder der Reformationszeit spiegeln, — eine Geschichte, deren Faden sich an das alterthümliche „Lutherhaus" in Eisenach anknüpft und endlich in demselben ausläuft.

I.

Das sechzehnte Jahrhundert — wer ahnte wohl, was in seinem Schooße verborgen lag? — war in die Welt getreten.

Ein bleicher Knabe, der schier zum Jüngling reifen wollte, saß wie geknickt an einem Fenster seines engen, kalten Stübleins und schaute durch die runden Scheiben träumerisch hinaus auf die Gräber, die im ersten Frühlingsschmuck sich vor dem nahen Franziskanerkloster wölbten. Es war Martinus Luther, eines armen Bergmanns Sohn aus Eisleben, der sich auf der weitberühmten Schule in Eisenach, die an sein Wohnhaus grenzte, zu einem gelahrten Manne ausbilden wollte.

Was groß werden will, muß klein anfangen.

Schon neigte sich der Tag und der arme Knabe wußte noch nicht, wo er sein Abendbrod hernehmen sollte. Das lateinische Buch, in dem er eifrig studirt hatte, war ihm in den Schooß gesunken. Er hauchte in die Hände, denn die Nachwehen des Winters beblümten noch allnächtlich seine Fensterscheiben. Eine Thräne stahl sich in das trübe Auge, aber er wischte sie hurtig hinweg, als ob er sich derselben schäme, und griff nach der Flöte, die auf einem Brettergesimse lag. Sie war ihm in den Kummertagen seines jungen Lebens eine liebe Freundin geworden, die gar manche trübe Wolke von der Stirne scheuchte. Auch jetzt übten ihre süßen Töne eine beruhigende Kraft auf sein krankes Gemüth, aber — des Magens ungestümes Begehren vermochten sie doch nicht zu beschwichtigen.

Sollt' er seine Gefreunde um ein Stücklein Vesperbrodes ansprechen? Dazu war Martin zu schüchtern, vielleicht auch zu stolz. Sein Vater, selbst mit den Sorgen des täglichen Brodes kämpfend, hatte ihn von jeher rauh und streng gehalten; und wie er auch den hoffnungsvollen Knaben liebte, so konnte er doch aus der fernen Heimat nur geringfügige Zuschüsse gen

Eisenach senden. Die dasigen Freunde — „ein alt' und groß Geschlecht ehrlicher Leute" — auf deren hilfreiche Hand er gerechnet hatte, fertigten ihn mit einem mürrischen Gruße und mit der harten Rede ab: Dein Vater hat einen Sparren im Kopf; darum will er mit dir oben hinaus: so mag er sehen, wie's gelingt!

So saß denn Martin, stummen Trübsinns voll, und hauchte nur noch manchmal einen abgerissenen Ton in die Flöte, die er bald auf die schmale Fensterbrüstung legte, bald an die bleichen Lippen setzte. Zuweilen zuckte ihm der Gedanke durch die Seele, daß er sich aufmachen und heimkehren wolle gen Eisleben in des Vaters Haus, um mit demselben im dunkeln Schacht nach irdischem Gestein zu graben; denn er mußte die gelehrten Schätze, die er aus den geheimnißvollen Tiefen der Wissenschaft sammelte, doch gar zu theuer, — er mußte sie mit seinem Jugendmuthe und mit seiner Jugendkraft bezahlen. Aber er hatte nun einmal aus dem frischen Born die Lippen genetzt und wie ein Fieberkranker schmachtete der Jüngling nach immer neuen Strömen lebendigen Wassers.

Da klopfte es an seine Thür. Wie leise es geschah, so schreckte Martin doch zusammen, denn er war keines Zuspruchs gewöhnt und gewärtig.

Und alsbald trat ein Knabe herein, schüchtern und doch wieder keck, ein Knabe, dem man's auf den ersten Blick ansah, daß er vornehmer Leute Kind sei. Er lüftete sein Barett und grüßte freundlich.

Luther war aufgestanden und fragte nach seinem Begehr. Und der Knabe langte unter dem gestickten Wamms ein Buch hervor und hielt es dem staunenden Martin entgegen, indem er sagte:

„Der gestrenge Herr Rector Trebonius schickt mich anher, daß du mir die lateinischen Brocken einpauken sollst, die ich schier nicht begreifen kann. Er hat gesagt, du sei'st ein

wohlgeschickter, fleißiger Schüler und würdest mir schon forthelfen, daß mich der Herr Rector nicht immer auszanken und am Ende — auf die Eselsbank setzen müßte."

Die letzten Worte hatte der Knabe fast weinend ausgesprochen. Luther sah ihm wohlgefällig in das frische Antlitz, das eben die letzten Strahlen der Sonne umspielten, und legte wie tröstend seine Hand auf die Schultern des kleinen, etwa achtjährigen Zöglings.

Dieser aber fuhr ermuthigt fort: „Ich kann schon fechten und reiten und verstehe wohl auch meinen Namen zu kritzeln. Aber die lateinischen Vokabeln wollen mir durchaus nicht in den Kopf. Weiß auch nicht, warum? zumal ich doch kein Pfaffe, sondern ein Ritter werden will." Luther entgegnete sanft: „Mein Lieber, auch dem Rittersmann steht es säuberlich, wenn er nicht blos sein Roß tummeln und sein Schwerdt handhaben kann, sondern auch in gelehrten Büchern wohl bewandert und mit der Feder zur Hand ist."

Und nun bot er seinem Gaste einen hölzernen Schemel, darauf sich derselbe setzte, und fragte nach seinem Namen und seiner Herkunft.

„Ich heiße Kurt von Beymmelberg. Mein Vater ist Amtmann auf der Wartburg. Er schickt mich alltäglich mit einem Knappen in die Schule. Derselbe hat mich auch hierher geführt und wartet draußen, bis du mich abgefertigt hast."

Luther ließ sich gern herbei, des Knaben Wunsch zu erfüllen. Hatte ihn doch sein hochverehrter Lehrer, Rector Trebonius, zu ihm geschickt. Und vor dem hatte er gewaltigen Respect. Aber es that ihm auch wohl, daß er, der arme Bergmannssohn, dem stolzen Ritterknaben aus dem Schatze seiner Wissenschaft mittheilen sollte, und er fühlte sich dadurch gar wunderbar gehoben und erquickt.

Die Lection begann. Kurt hatte einen offenen Kopf, aber kein Sitzfleisch. Luther verstand jedoch seine Aufmerksamkeit zu

fesseln, und in kurzer Zeit war der kleine Edelknabe mit seiner morgenden Aufgabe vertraut. Seelenvergnügt hüpfte er in dem engen Stübchen umher, die kalten Hände und Füße zu erwärmen. Luther hörte seinem freundlichen Geplauder zu und vergaß darüber die eigene Noth.

Der Knabe aber sagte mit zutraulicher Dankbarkeit: „Sieh, die Mutter hat mir einen reichen Imbiß eingepackt. Willst du mein Gast sein?"

Und ohne Antwort abzuwarten, kramte er aus seinen Taschen Brod und Fleisch, daß kaum der kleine, wackelige Tisch mit seinem Büchergewirr für die unverhoffte Mahlzeit Raum bot.

Luther ließ sich nicht lange nöthigen. Er faltete die Hände, wie er aus dem Vaterhause her gewohnt war, und betete gerührten Herzens zu Dem, der immer seine milde Hand aufthut und Alles, was da lebt, mit Wohlgefallen sättigt.

Und nun speis'ten sie mit einander, Lehrer und Schüler, und erzählten sich von ihren Hoffnungen und Sorgen, und ein unsichtbares Band der Freundschaft begann sich um die jungen Seelen zu schlingen.

2.

Vom Klosterthurme hallte die Vesperglocke. Der Knappe klopfte an die Thür und trieb den kleinen Junker zur Heimkehr.

„Wenn du willst, so begleit ich dich eine Strecke zum Berg hinauf," — sagte Luther, dem es in dem Stüblein fast zu enge wurde.

Freudig ergriff Kurt seine Hand und zog ihn mit sich die kleine Treppe hinab. Sie gingen an der stattlichen Georgenkirche vorüber. Ueberall schlichen Franziskanermönche mit ihren Barfüßerkappen umher und krümmten sich schier unter dem Bettelsack, den sie auf dem Rücken trugen. Aus den Klöstern und Kapellen, von denen die Stadt wimmelte, ertönten Glocken und Glöckchen im heiligen Wetteifer.

Ein Mönch aber lehnte an der Mauer des Franziskanerklosters, so zerwacht, zerfastet und kasteit, daß er schier wie ein Todtenbild aussah.

„Das ist der Dominikaner Heinrich Plunder!“ — flüsterte der Knappe den beiden Knaben zu, die den jungen Mönch, der in tiefen Schmerz versunken schien, mitleidig anstarrten. „Und was will er hier?“ — fragte Luther mit fast gerührter Theilnahme.

Der Knappe aber legte den Finger auf die Lippen und zog die Knaben mit sich fort.

Als sie das Predigerthor im Rücken hatten, wiederholte Luther seine Frage.

Und der Knappe sagte entrüstet: „Heinrich Plunder soll ein störrischer Kopf sein, dem seine Kutte schier zu enge wird, obgleich er unter der strengen Regel seines Ordens und unter den harten Pönitenzen, die ihm fortwährend auferlegt werden, zu einem Gerippe abgezehrt ist.“

„Warum stand er denn aber in dem dunkeln Winkel des Barfüßerklosters und blickte mit glühenden Augen die starren Mauern an, als ob er sie durchbohren wollte?“

„Bst, bst, ihr neugierigen Bursche!“ — fertigte sie der Knappe kurz ab. — „Das braucht ihr nicht zu wissen.“

Damit beruhigte sich jedoch Luther nicht. Er forschte weiter. Der Knappe aber pfiff ein Liedchen und hörte nicht darauf.

Es war Nacht geworden. Luther verabschiedete sich und kehrte hurtig in die Stadt zurück, nachdem sich Kurt für seine

Freundlichkeit bedankt und ihm versprochen hatte, bald wieder zu kommen.

„Oder du besuchst mich auf der Burg," — fügte er scheidend hinzu.

Dazu — meinte Luther — werde er schwerlich Zeit finden, weil er als Singschüler vor den Thüren sein Brod suchen müsse.

Da kehrte sich Kurt noch einmal um und rief lachend: „So bist du auch ein Partekenhengst, der mit der Blechbüchse von Haus zu Haus zieht?"

Luther aber eilte von dannen, indem er fast beleidigt sagte: „Wir können nicht Alle vornehme Junker sein. Und weißt du nicht, wie der hochwürdige Herr Rector gesagt: Es sind unter diesen Knaben Leute, aus welchen Gott Burgemeister, Kanzlar, Doctoren, Obrigkeitspersonen macht, ob man es wohl noch nicht an ihnen sieht?" —

„Das ist ein absonderlicher Gesell!" sprach der Knappe, als er mit Kurt zum Berge hinauf ging, und fügte lachend hinzu: „Vielleicht steckt auch so ein Burgemeister, Kanzlar oder Doctor in ihm."

Luther aber mochte noch nicht in sein ärmliches Gemach zurückkehren. Es trieb ihn wieder am Franziskanerkloster vorüber. Der geheimnißvolle Mönch war indessen verschwunden.

Als er nun sinnend auf dem Markte stand, ging ein Priester an ihm vorbei, den er im Mondschein zu erkennen glaubte. Er faßte sich ein Herz und rief ihm nach: „Hochehrwürdigster Vater!"

Der Priester drehte sich um, und als er des Knaben ansichtig ward, sprach er fast zürnend: „Du, Martine, in so später Abendstunde noch auf den Gassen der Stadt? Warum nicht in stiller Klause hinter den Büchern?"

Luther entschuldigte sich leise, daß seinem Lämpchen das Oel ausgegangen und daß er einen Gefährten auf seinem Heimweg begleitet habe.

„Nun, so gehe mit mir zu deinem Vetter!“ — sagte Johannes Braun, der an Unserer Lieben Frauen Kirche zu Eisenach angestellt war. — „Wir wollen ein Stündlein dort verplaudern.“

Luther willigte mit Freuden ein. Sein Vetter, Conrad Luther, war Kirchner an der Nicolaikirche und meinte es mit dem Knaben gar freundlich, wenn er ihn auch nicht gerade unterstützen konnte. Die Verwandten seiner Mutter aber, die eine geborene Lindemann aus Eisenach war, kümmerten sich gar nicht um ihn.

Conrad Luther begrüßte die Gäste mit herzlichem Willkommen. Er hatte an demselben Tage vom hochgelahrten Rector Trebonius gehört, daß sein Vetter fast alle Mitschüler an Fleiß und Sittsamkeit übertreffe und in der Grammatica, sowie in Poesie und Redekunst große Fortschritte mache.

Darüber hatte sich der ehrenwerthe Kirchner herzlich gefreut und rückte einen lederbeschlagenen Stuhl an den großen Eichentisch, daß der schüchterne Martin einen Ehrenplatz zwischen den gereiften Männern nehme.

Man sprach von Dem und Jenem. Des Knaben Lippen waren jedoch verschlossen, obgleich ihm die Frage nach dem geheimnißvollen Mönch auf der Zunge schwebte.

Endlich hob der Priester an: „Habt Ihr's schon gehört, mein lieber Herr und Freund! was dem ehrwürdigen Guardian der Franziskaner begegnet ist?“

Der Kirchner schüttelte neugierig das Haupt.

„Johannes Hilten ist im Kerker erkrankt. Da ließ er den Pater Guardian demüthig bitten, er möge ihn doch einmal besuchen, da er in seinem Gefängniß vor Unflath und Hunger elendiglich verkomme. Der Guardian willfahrete seinem Begehr, fuhr ihn aber, auf seines Leibes Schwachheit nicht achtend, mit harten Worten an, daß er seine gottlosen Ketzereien widerrufen und mit der heiligen katholischen Kirche, die er so schwer belei-

digt habe, sich durch Reue und Buße versöhnen möge. Aber der verstockte Mönch hat mit Seufzen geantwortet: er wolle das Unrecht, das man gegen ihn begehe, um Christi willen gern ertragen; widerrufen aber könne er nicht, denn er habe nicht die heilige katholische Kirche angegriffen, sondern lediglich die Mißbräuche, die sich in dieselbe eingeschlichen, und vornämlich das faule, sündhafte Leben der Mönche und Nonnen. Da ist der Guardian gar heftig auf ihn losgefahren und hat ihm gesagt: er solle Gott danken, daß er nicht lebendig eingemauert werde, wie es einem Ketzer von Rechtswegen gebühre. Und Johannes Hilten hat sich von seinem vermoderten Strohlager emporgerichtet und hat mit prophetischem Eifer und ernsten Geberden dem Guardian die seltsamen Worte entgegen gerufen: „Anno 1517 wird ein Held aufstehen, der euch Mönchen hart zusetzen wird. Dem werdet ihr nicht widerstreben können."

Die Männer, als sie Solches mit einander redeten, hatten nicht bedacht, daß der Knabe Martin Luther in ihrer Mitte saß. Fast entsetzt, bekreuzte sich derselbe, als er jene Worte des eingekerkerten Mannes vernahm, damit der böse Feind keine Macht an ihm habe. Die beiden Freunde, die es bemerkten, warfen einander bedeutsame Blicke zu. Der Kirchner aber fühlte es wohl, daß man dem Knaben, der mit offenem Munde ihrem Gespräche lauschte, nun auch die volle Geschichte erzählen müsse.

Und er wendete sich an denselben und sprach: „Mein lieber Vetter! Du staunest über das, was du hörst, und du staunest mit Recht. Johannes Hilten ist ein Franziskanermönch, mit dem ich ehemals wohl befreundet gewesen. Denn er war ein frommer, stiller Mann, redlichen und ehrbaren Wesens und Wandels. Da er aber gar zu fleißig studirt, theils in den Schriften der Väter, theils im heiligen Bibelbuch, so scheint der Teufel über ihn gekommen zu sein, daß er sich nicht entblödet hat, die päpstliche Lehre vieler und schnöder Irrthümer zu bezüchtigen und das gottgefällige Klosterleben zu verdammen.

Da haben ihn seine Ordensbrüder in den Kerker geworfen, worin er nun schon an vier Jahre schmachtet. Der alte Mann — ich kann's nicht leugnen — thut mir in der Seele leid. Möge er sich noch vor seinem Ende bekehren, daß er nicht auch der ewigen Seligkeit verlustig gehe." *)

Braun aber meinte, es lasse sich Vieles dafür und dagegen sagen. „Indessen — fügte er hinzu, indem er fast ängstlich um sich schaute, als ob die Wände Ohren hätten oder der stumme Currentschüler zum Verräther werden könne — indessen ist es gerathen und wohlgethan, der Zunge Zaum und Gebiß anzulegen."

Martinus schöpfte sich jetzt ein Herz und fragte die Männer, die sich ernst und bedächtig zunickten, was es mit dem Dominikanermönch Heinrich Plunder für eine Bewandniß habe?

Man erschrak fast, als der Knabe diesen Namen aussprach. Und nun berichtete Martinus, was ihm diesen Abend begegnet sei.

Sein Vetter warnte ihn vor dem übelberüchtigten Manne. Er sei ein junger Brausekopf, den man in Verdacht habe, daß er in Hilten's Fußtapfen gehe.

„Ja, man hat sogar gemunkelt, — setzte Braun geheimnißvoll hinzu — daß er mit dem Franziskaner Johann Strauß ein Complott geschmiedet habe, um den Märtyrer der Wahrheit, wie sie den eingekerkerten Hilten benamsen, sei's mit List, sei's mit Gewalt zu befreien.

„Ich glaube nicht daran," — versetzte Conrad Luther, un-

---

*) Johannes Hilten, ein Vorläufer der Reformation, starb im Kerker zu Eisenach, 1502. Seinem Gedächtniß ließ die Herzogin Christine, hinterlassene Gemahlin des Herzogs Johann Ernst von Eisenach, ein Kenotaphium (1669) errichten, das noch jetzt in der dasigen Marktkirche, rechts vom westlichen Eingang, zu sehen ist. — Deßhalb hat man Eisenach als „Wiege der Reformation" bezeichnet.

willig schüttelnd. — „Aber es ist doch eine merkwürdige Zeit. Hin und wieder blitzt's und donnert's, als ob ein schweres Wetter heraufziehen wolle. Nun, wenn's kommt, so gebe es der Himmel gnädig!"

3.

Es war am heiligen Osterfest des Jahres 1500. Die Sankt Georgenkirche hat ihre Pforten aufgethan. Zum feierlichen Hochamt wallen die geschmückten Priester, von geschäftigen Chorknaben bedient. Die Kerzen, die auf zwanzig Altären brennen, werfen einen leisen Schimmer durch die Dämmerung der weiten Hallen. Weihrauchwolken duften und ergreifende Gesänge von den Lippen der Schüler, die zum Dienst berufen sind, entfalten gleichsam ihre Schwingen, um die gläubigen Seelen gen Himmel zu tragen.

Die wunderbare Geschichte, die sich einst am Osterfeste begeben, ward von den Knaben gesungen. Martin Luther war als Engel gekleidet und trat den weinenden Frauen mit der himmlischen Botschaft entgegen: „Den ihr suchet, der ist auferstanden." Sein Antlitz war verklärt, seine liebliche Altstimme tönte wie Himmelsgesang. Und als das feierliche Amt vollendet, warf sich der Knabe, selbst ergriffen von der hehren Feier, an einem der entferntesten Altäre nieder und brachte dem Erstandenen im brünstigen Gebet das Opfer seiner gläubigen Liebe.

Zwei Augen waren ihm gefolgt, zwei milde, fromme Augen, die in Thränen der Rührung schwammen. Sie hingen an dem bleichen Knaben, der mit seiner hellen Stimme die tiefsten Sai-

ten des frommen Gemüthes berührt hatte, und flehten des Himmels Segen auf ihn herab.

Das waren die Augen der gottseligen Frau Elisabeth Cotta.

Sie hatte schon lange an dem armen Schüler ihre Freude gehabt, wenn er in seinem fadenscheinigen Mäntelchen durch die Straßen gezogen war und so frisch und andächtig gesungen hatte.

Heute aber faßte sie eine herzliche, fast mütterliche Zuneigung zu dem Jüngling, der so inbrünstig betete, und erzählte ihrem Ehemanne, Conrad Cotta, der ein wohlangesehener Bürger der Stadt und einer ihrer Rathsherrn war, wie sie von der heiligen Ostermette und insbesondere von jenem armen Knaben wunderbar gerührt und erbaut worden sei.

Der Rathsherr fragte, wer der Knabe sei. Aber Elisabeth, sein Gemahl, vermochte ihm keine Auskunft zu geben.

Da mischte sich Heinrich in's Gespräch, ihr achtjähriger Sohn.

„Ihr meint wohl den Martin Luther aus Eisleben? Der hat die schönste Stimme unter allen Currentschülern und der Rector hält große Stücke auf ihn. Aber er ist ein armer Schlucker, und Kurt von Beymmelberg hat mir erst dieser Tage erzählt, daß er manchmal sein Vesperbrod mit ihm theilt.“

„Und doch will der Knabe studiren?“ — warf Conrad Cotta dazwischen. — „Das ist ein mühseliger Weg, den er eingeschlagen hat. Nun, Gott helfe, daß er nicht ermüdet und verkümmert!“

Damit ging er seinen Geschäften nach. Elisabeth aber nahm die kleine Gertrud auf den Schooß, die zu ihren Füßen gespielt hatte. Es war ein liebes Mägdlein, kaum vier Jahre alt, mit blauen Augen und goldgelben Ringellöckchen. Ein schlichtes, weißes Kleid, fast wie ein Nonnengewand, schmiegte

sich um die zarten Glieder des Kindes. Denn die Mutter hatte es in jener schweren Stunde, da es schien, als ob sie des Kindes Leben mit dem eigenen bezahlen müßte, dem Kloster gelobt. Die schwere Stunde ging glücklich vorüber, aber das Mägdlein, nachdem es die Welt begrüßt, war alsobald zur Himmelsbraut erkoren.

Jetzt faltete die fromme Mutter des Kindes Händchen, daß es beten lerne. Horch! da schallen leise Töne von der Straße herauf. Es ist die Currente, welche vorüberzieht. Luther, nach Art der Bettelmönche, den Linnensack auf dem Rücken und die Blechbüchse in der Hand, führt den Reigen an. Frau Cotta öffnet das Fenster und lauscht den frommen Tönen.

Da gewahrt sie, wie ihr Lieblingsschüler vor dem einen Haus vergebens mit der Büchse winkt, vor dem andern vergebens den Linnensack öffnet. Herzen und Thüren sind verschlossen. Ja, eine gellende Stimme weis't die „Bettelbuben" mit Schimpf- und Schmähreden von dannen.

Luther steht zerknirscht. Die Büchse ist ihm unwillkürlich entfallen, und mit ihr Muth und Kraft. Er lehnt den Kopf, auf dessen offener Stirne die Schaamröthe brennt, an die Steintreppe, die zu Cotta's stattlichem Hause führt, und wagt nicht aufzublicken.

Elisabeth aber ist alsbald hinab geeilt, und eh' sich's der Knabe versieht, da legt sich eine weiche Hand auf sein Haupt und eine zitternde Stimme spricht: „Komm her, du armer Bub', du sollst in meinem Hause Obdach und Pflege haben."

Luther wußte nicht, wie ihm geschah. Sie faßt den Knaben bei der Hand und zieht den widerstrebenden in's Haus. —

So hatte Luther an dem Heerd des Rathsherrn Cotta nicht blos eine gemüthliche Herberge, er hatte allda eine zweite Heimat gefunden. Die frische Blüthe, die vielleicht doch noch von dem Sturme eines widrigen Schicksals geknickt worden

wäre, ist gerettet und kann sich nun ungestört zu schöner Frucht entfalten. — Gott führt die Seinen wunderlich.

Nun erst lebte Martin auf. Seine geringen Habseligkeiten trug er aus seiner bisherigen Zelle hinab in das freundliche Stübchen, das ihm Frau Cotta zugerichtet hatte. Mit dem Sohn des Hauses, obgleich derselbe viel jünger war, schloß er bald eine kindliche Freundschaft und nahm ihn mit dem gleichalterichen Kurt von Beymmelberg in die Lehre.

Nun zeigte sich's, was er von Natur für ein frischer und fröhlicher Geselle war. Zwar lernte er noch fleißiger, denn sonst, weil ihn der Kummer nicht mehr drückte. Auch ging er niemals in die Schule, ohne sich durch herzliches Gebet erquickt und gestärkt zu haben; denn er hatte schon aus seinem Vaterhaus den Grundsatz mitgebracht, der auch in der Cotta'schen Familie heimisch war: Fleißig gebetet, ist halb gearbeitet.

Wenn er aber seine Lectionen abgethan hatte, wie war er dann so fröhlich mit den Fröhlichen! wie strich er mit seinen Genossen so rüstig durch die nahen Wälder, daß ihm Herz und Augen immer weiter wurden! wie ward er mit der kleinen Gertrud zum spielenden Kinde und that Alles, was er der hochverehrten Mutter an den Augen absehen konnte!

Einstmals saß er in einer Laube des Gartens und schlug mit geschickter Hand die Laute. Kurt von Beymmelberg, den er auf die Lectionen des folgenden Tages vorbereitet hatte, weilte noch ein Stündchen, um mit den Kindern des Hauses zu spielen. Er war ein aufgeweckter Bursche, raschen Blutes, treuen Herzens. Da nun Martin einen lustigen Reigen anstimmte, nahm Kurt im fröhlichen Jugendmuth die kleine Gertrud und schwenkte sie tanzend im Garten herum.

Da trat ein feister Mönch hinzu und riß mit barscher Hand das Mägdlein aus des Knaben Umarmung. Gertrud flüchtete sich weinend in der Mutter Schoos, die dem harmlosen Spiele wohlgefällig zugeschaut.

Der gestrenge Pater aber, ein naher Verwandter des Cotta'schen Hauses, war jener Guardian des Franziskanerklosters, der mit Johannes Hilten eine so merkwürdige Unterredung gehalten. Mit harten Kirchensatzungen hielt er das weiche Gemüth der ehrlichen Frau Cotta umstrickt. Er war es, der sie zu dem Gelübde beredet hatte, ihre Tochter dem Kloster zu weih'n, und wachte mit ängstlicher Sorge darüber, daß kein Buchstabe von diesem Gelübde verletzt wurde.

Darum zürnte er auch jetzt mit finsterm Antlitz: „Was ein Häkchen werden soll, muß sich bei Zeiten krümmen. Einer Himmelsbraut geziemt es nicht, im tollen Reigen sich zu dreh'n."

Die Mutter schwieg und eine Thräne stahl sich in ihr Auge. Martin Luther hatte die Laute mit einem schrillen Ton bei Seite gelegt und wiegte bedenklich das Haupt.

Kurt aber stampfte zornig mit dem Fuß und eilte von dannen.

4.

Jahre waren vorüber gegangen, verhängnißvolle Jahre, die der Christenheit fast ein neues Gepräge aufgedrückt hatten.

Martin Luther hatte in Erfurt studirt, war Augustinermönch und hernachmals als Professor an die Universität nach Wittenberg versetzt worden.

Die lichten und trüben Tage, die er vier Jahre lang (bis 1501) in Eisenach verlebt, gingen noch oft an seinem Geiste vorüber, und in trauter Zwiesprache plauderte er in Erfurt gern

von seiner „lieben Stadt", insonderheit mit seinem hochgefeierten Lehrer Jodokus Trautvetter, der selbst aus Eisenach gebürtig war. In Wittenberg aber, als er Magister der heiligen Gottesgelahrtheit geworden, — o wie freute er sich, da eines Tages ein Schüler der Universität in seine Klause trat und ihm gerührt die Hand entgegen streckte. Es war Heinrich Cotta, Elisabeth's Sohn. Er war gen Wittenberg gekommen, um sich in der Rechtswissenschaft auszubilden.

Luther fragte alsbald nach seiner Mutter, die ihm so viel Liebes und Gutes gethan, daß er ihrer nimmermehr vergessen konnte. Da perlte eine Thräne in des jungen Mannes Auge, und er lispelte mit schmerzgedämpfter Stimme, daß sie das Zeitliche gesegnet habe.

Luther war erschüttert und faltete die Hände zum leisen Gebet.

Als er sich gesammelt, mußte Heinrich ihm berichten von Allem, was sich in seinem Hause ereignet hatte, vornämlich aber von den letzten Stunden seiner frommen Mutter.

Sie hatte lange gekränkelt, und der Pater Guardian, der fast täglich ab- und zuging, hatte in seinem maßlosen Eifer — statt ihr die Religion als ein sanftes Ruhekissen unterzubreiten — das Schmerzenslager der gottseligen Dulderin gleichsam mit Nesseln und Dornen bestreut. Gertrud war zu einem holden, lebenslustigen Mägdlein emporgewachsen. Aber unter der strengen Zucht, die der Pater übte, schien die frische Blüthe zu welken, als ob sie von einem bösen Thau befallen sei. Darob grämte sich die Mutter und hätte wohl gern das liebe Kind von den Fesseln entbunden, die sie ihm schon in der Geburtsstunde angelegt hatte. Aber der Guardian hielt strenge Wacht, daß ein solcher Gedanke nicht lebendig werden durfte, und der Vater war von seinen weltlichen Geschäften so bestrickt, daß er das Glück seiner Tochter, die er nun einmal als Himmelsbraut betrachtete, vertrauend in des Mönches Hände legte.

„Und als der Mutter letztes Stündlein kam,“ — beendete Heinrich seinen Bericht, — „da hat der Mönch an ihrem Bett gesessen und mit ihr gebetet. Darauf hat sie mit zitternden Lippen ihr Gelübde nochmals bestätigt, und Gertrud, von Schmerz betäubt, hat ihr glühendes Antlitz in die kalte Hand der scheidenden Mutter geborgen und mit strömenden Thränen betheuert: „Ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie Du gesagt hast.“

Martin Luther saß mit gebeugtem Haupt, als ihm Heinrich Cotta Solches erzählte. Nach einer langen Pause fragte er leise: „Und was ist nun aus dem lieben Mägdlein geworden?“

„Gertrud war noch zu jung, als daß sie nach der Mutter Tod den Schleier nehmen konnte. Da rieth der Vater, daß sie auf ihren heiligen Beruf im Nikolaikloster zu Eisenach vorbereitet würde. Dort lebt sie jetzt als Novize, um demnächst dem heiligen Benedictiner-Orden einverleibt zu werden.“

„Nun, ihr ist wohl!“ — erwiederte Luther.

Heinrich aber flüsterte dazwischen: „So pflegt man zu sagen, wenn eine liebe Seele zur Grabesruhe eingegangen ist. Ich fürchte aber, daß der armen Schwester, da sie noch unter den Lebenden wandelt, nicht wohl ist.“

Luther that, als habe er die Rede seines Gastes nicht vernommen, und suchte ihn mit den Worten zu trösten: „Das Nikolaikloster ist eine reiche, vielgesuchte Herberge für gläubige Seelen. Unter den ersten Nonnen, die vom Petersberge zur Stadt Eisenach herabzogen, ist sogar eine Königin gewesen, die fromme Reinschwieg aus England. Und noch jetzt, wer das ehrwürdige Kloster besucht und begabt, empfängt auf viele Jahre Ablaß aller Sünden.“ Als er aber so sprach, schien plötzlich ein widerwärtiger Gedanke seine Lippen zu schließen. Das Wort „Ablaß“ heftete sich wie mit Wiederhaken in seine Seele. Er schritt hastig in der Stube auf und ab, so daß sich

der Student über das seltsame Gebahren des verehrten Mannes schier verwunderte.

Endlich hielt es Cotta für gerathen, das peinliche Schweigen zu unterbrechen.

„Ich bringe einen Gruß an Euch, Herr Doctor! nicht blos von meinem Vater, der Euch bittet, mich in Eure Obhut zu nehmen, sondern auch von meinem lieben Jugendgespielen, dessen Ihr Euch wohl noch freundlich erinnert."

Luther trat vor seinen Gast und richtete das sinnende Haupt fragend empor.

„Gedenkt Ihr noch Eures ehemaligen Schülers Kurt von Beymmelberg?"

„Wie sollte ich nicht!" — versetzte Luther, über dessen finsteres Antlitz ein Strahl der Freude flog. — „Er war ein wilder, und doch lieber, guter Junge. Was ist aus ihm geworden?"

„Nachdem sein Vater die Wartburg verlassen, hat ihn der gnädigste Kurfürst in seine Dienste genommen, daß er sich zu einem ehrenhaften Ritter ausbilde. So lang' er in Eisenach weilte, hat er täglich unser Haus besucht. Aber der ehrwürdige Guardian sah ihn nicht gern, weil er ein so fröhlicher Geselle war und oft mit meinem Schwesterlein spielte, das mit kindlicher Zärtlichkeit an ihm hing. Er hat mir aufgetragen, Euch den wärmsten Gruß seiner Liebe und Dankbarkeit zu entbieten."

Luther freute sich der Erinnerungen, womit die Vergangenheit an seinen Blicken vorüberzog, wenn auch die Wehmuth hin und wieder diese Bilder trübte, oder vielmehr verklärte. Seinem lieben Gaste aber suchte er zu vergelten, was die Eltern einst an ihm gethan. Er speiste ihn nicht blos an seinem Tische, sondern ging ihm auch allewege mit Rath und That freundlich zur Hand. —

Währenddeß hatte Gertrud im Nikolaikloster zu Eisenach

stille und traurige Tage verlebt. Es kam ihr nicht in den Sinn, dem letzten Wunsch der sterbenden Mutter untreu zu werden; aber in manchen einsamen Stunden fühlte sie doch recht tief und schmerzlich, daß es eine schwere Aufgabe sei, ihr junges, warmes Herz auf immer hinter kalten Mauern zu vergraben.

An ihrem einundzwanzigsten Geburtstage — es war im Spätherbst des Jahres 1517 — sollte sie der Welt Valet sagen. Mit klopfendem Herzen sah sie die Zurüstungen, die zur verhängnißvollen Feier getroffen wurden. Das Kloster wollte die Einweihung der jungen Schwester, die einer der angesehensten Familien entstammte, als einen festlichen Ehrentag begehen.

Die Glocken läuteten den trüben Morgen ein. Gertrud hatte in ihrer Zelle auf den Knieen gelegen und den Heiland, dem sie sich vermählen sollte, um Kraft und Gnade angefleht. Dann ward sie von den Schwestern wie eine Opferbraut geschmückt und noch einmal in das elterliche Haus geführt, daß sie von ihrem Vater Abschied nehme.

Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie lag an der Brust des Vaters und weinte. Sie sah nicht einmal die jugendliche Gestalt, die mit finsterm Antlitz in einer Fensterbrüstung lehnte.

Da sie aber der Vater zu beruhigen suchte, trat auch der Jüngling hinzu, der ein Zeuge dieses ernsten Augenblicks geworden, und streckte der Gespielin seiner Kindheit schüchtern die Hand entgegen.

Es war Kurt von Beymmelberg, welchen der Kurfürst mit einem Auftrag gen Eisenach entsendet hatte. Was Wunder, daß ihn sein Herz auch in das liebe Haus zog, wo er so manche glückliche Stunde verlebt, in das Haus, wo sich vor seinen Blicken eine Blume entfaltet hatte, deren er sich

stets mit treuer Zuneigung gefreut und die nun hinter düstern Klostermauern welken sollte.

Als Gertrud in das liebe, wohlbekannte Auge schaute, zuckte sie, im innersten Leben berührt, fast ängstlich zusammen. Ihr bleiches Antlitz überzog sich mit hoher Gluth. Und auch dem Edelknappen war es angethan wie mit Zaubergewalt. Die Blicke hoben und senkten sich, bis sie sich fanden und, fast Alles um sich her vergessend, in einander wurzelten. Und so hatten sich auch, wie unwillkürlich, die zitternden Hände gefunden und — mit den Händen — die Herzen. Aber die Lippen blieben geschlossen, und es war so still im Zimmer des Rathsherrn geworden, als ob ein Engel durch dasselbe schwebe.

Eine neue Welt, die vielleicht schon lange in ihren Herzen geschlummert hatte, war vor den Glücklichen und doch so Unglücklichen aufgegangen, — um im nächsten Augenblicke wieder zu versinken. Eine unaussprechliche Seligkeit zuckte, wie ein Blitz, durch ihre Seelen. Aber die Nacht, die der Blitzstrahl durchglüht, ist dann um so grausiger und dunkler.

Die Nonnen, welche ihre junge Schwester begleitet hatten, wußten nicht, wie sie den seltsamen Auftritt deuten sollten.

Aber sieh', da drängte sich eine finstere Gestalt zwischen die beiden Hände, die noch immer in einander lagen. Es war der hochwürdige Guardian, der mit stechenden Blicken die fast regungslose Gruppe überflog. Niemand hatte seine Gegenwart bemerkt. Man wußte nicht, wie er so plötzlich inmitten des Zimmers stand. Ein jäher Schreck durchzitterte und lähmte Alle, daß sie fast wie Missethäter vor dem Mönche standen, der seine feiste Gestalt hoch emporrichtete und mit zornbewegter Stimme sprach:

„Genug der nutzlosen Ceremonie! Die Stunde drängt. Gertrud Cotta ist nun für die Welt gestorben, um als Schwester Angelika zu einem schönern Leben einzugehen."

Damit faßte er sie bei der Hand und zog die kaum Widerstrebende hastig mit sich fort. Ihr letzter Blick streifte, wie gebrochen, noch einmal den Gespielen ihrer Kindheit. Ihr Fuß schien auf der Schwelle zu zögern. Aber der Guardian vergönnte keine Rast und keinen Gruß mehr.

Als sie die Straße erreicht hatten und Gertrud fast zusammenbrach, nahmen sie die Schwestern in den Arm und führten sie langsam von dannen.

Kurt hatte das Fenster geöffnet, um der Scheidenden nachzuschauen. Als sie in der nächsten Straße verschwunden war, nahm er sein Barett und trat vor den Rathsherrn, der mit finsterm Antlitz in einem Lehnstuhle saß, indem er nach der Straße deutete und leise sprach: „Wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Gott sei ihrer Seele gnädig!"

Darauf drückte er dem Vater die Hand, und ging mit stummen Gruß von dannen.

Wohin? — Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in die Nikolaikirche, daß er noch einmal, wenn auch nur mit heißen Blicken, von der Jungfrau Abschied nehme, deren Schmerzensbild — das fühlte er! — in seinem Herzen nie erlöschen werde.

Schon strömten die Schaaren durch das weit geöffnete Portal in die festlich geschmückten Hallen, um sich an dem feierlichen Schauspiel theils zu erbauen, theils zu ergötzen. Kurt war von dem Strome fortgerissen worden und stand — er wußte selbst nicht, wie? — in vorderster Reihe, als die heilige Weihe begann.

Wir verzichten darauf, den Verlauf derselben zu schildern. Gertrud war wie eine geknickte Lilie. Ihre starren, thränenleeren Blicke hafteten am Boden. Mit tonloser Stimme legte sie ihr Gelübde ab. Als aber ihr langes, reiches Haupthaar fiel, da schauerte sie zusammen, wie von Fieberfrost geschüttelt; und ehe der Schleier, gleich einem Leichengewand, sie umhüllte,

ja — da hatte sie noch einmal um sich geschaut, und Kurt, von ihrem Blick getroffen, hatte unwillkürlich die Arme ausgestreckt, als ob er sie umfangen und mit sich forttragen wolle in die offene, schöne Welt, die nun auf ewig ihre Pforten der Schwester Angelika schloß.

Ein Mönch aber, der ihm zur Seite stand und alle seine Bewegungen mit scharfen Augen beobachtet hatte, ergriff ihn leise und doch hastig bei der Hand und flüsterte ihm zu: „Geduld und Fassung, lieber Junker! Auch die Todten können auferstehen."

Damit zog er ihn von dannen, daß Kurt kaum wußte, wie ihm geschah.

Als sie vor der Kirchenpforte standen, sollte der räthselhafte Mönch, der ihm nicht unbekannt schien, Rede und Antwort geben. Der legte jedoch bedeutungsvoll zwei Finger auf die Lippen, und als er sich fast ängstlich umgeschaut, zog er rasch aus seiner Kutte ein Papier und drückte es dem Junker in die Hand.

Die heilige Weihe war beendigt. Die Menge strömte von dannen und in ihren Wogen verlor sich der Mönch.

Kurt eilte ihm vergebens nach, Straß' auf, Straß' ab. Er konnte seiner nicht wieder ansichtig werden.

Mißmuthig und von tief ergreifenden Gefühlen bestürmt, kehrte er in seine Herberge zurück. Dort hatte sich, wie das nach öffentlichen Festen zu geschehen pflegt, eine Schaar müßiger Gäste versammelt, die bei einem Becher Weines plauderten. Nachdem man sattsam von der schönen, bleichen Jungfrau geredet, die den sichersten Weg gen Himmel eingeschlagen, erhob sich eine laute Stimme und rief: „Wißt Ihr auch schon, was zu Wittenberg geschehen ist? Wenn der Augustinermönch, Doctor Martinus Luther, seine Sache so kühnlich verficht, wie er sie kühnlich angefangen hat, dann dürfte leicht die Prophezeihung des alten Johannes Hilten in Erfüllung gehen."

Als Kurt den Namen seines ehemaligen Freundes und Lehrers hörte, dem er stets ein dankbares Andenken bewahrte, setzte er sich an den Tisch der Gäste und stimmte in die allgemeine Frage: Was Luther denn gethan, davor den Mönchen bange werden sollte?

Und nun ward erzählt, daß er am heiligen Vorabend des Festes Allerheiligen an die Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig Sätze wider den Ablaß und die Mißbräuche der Kirche, sonderlich aber wider den Dominikanermönch Johannes Tetzel, angeschlagen habe, um sie vor aller Welt zu vertheidigen.

Als ob ein Funke in eine Pulvertonne gefallen, so regte diese Kunde alle Gemüther auf. Manche erinnerten sich noch mit Wohlgefallen des armen Currentschülers, der in Eisenach umhergezogen und nun ein so gelehrter Mann geworden sei; Andere schmähten über die Frechheit des abtrünnigen Ketzers, der die armen Seelen wider die heiligen Satzungen der Kirche aufwiegele; noch Andere meinten, daß man sich wegen solch' nichtsnutziger Mönchszänkereien nicht den Trunk verbittern solle, der ihnen eben so friedlich munde: das seien doch nichts mehr, denn Seifenblasen, die im nächsten Augenblick zerplatzten.

Währenddessen hatte Kurt fast unwillkürlich das Papier hervorgezogen, das ihm der geheimnißvolle Mönch behändigt hatte. Als er einen Blick darauf geworfen, rief er triumphirend: „Wollt Ihr Luther's Sätze hören?"

Aller Augen richteten sich staunend empor. Jegliche Rede verstummte. Selbst die Becher, die von Mund zu Munde kreis'ten, wurden leise niedergesetzt.

Und Kurt begann mit gehobener Stimme:

„Aus rechter wahrer Liebe und sonderlichem Fleiß (ohn einig gesüch eiteler Ehre) die Wahrheit an Tag zu bringen, will der ehrwürdige Vater Doctor Martin Luther, Augustiner zu Wittenberg, der freien Künste und heiligen Schrift Magister, durch Gottes Gnade folgende Sprüche vom Ablaß han-

deln," — und las nun jene fünfundneunzig Sätze, die schon ihrer Kürze und Bündigkeit wegen nicht selten von einem lauten Beifallssturme unterbrochen wurden.

Als Kurt seine Vorlesung beendigt hatte, faltete er das Papier bedächtig zusammen und sprach, wie zu sich selber: „Traun, mein lieber Meister! Deine Sätze sind nicht zu verachten. Du wirst mit den Pfaffen ein gefährlich Spiel anfangen. Gott stärke dich, daß du nicht unterliegst."

Damit erhob er sich, um in stiller Klause die mannichfachen Ereignisse dieses Tages in sich selber zu verarbeiten.

Luther's Sätze aber verbreiteten sich wie im Fluge durch die christliche Welt, „als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen sie vor aller Menschen Augen."

5.

Martin Luther war in Gottes Namen auf dem eingeschlagenen Wege fortgegangen. Alle Bemühungen, alle Drohungen, alle Versprechungen, daß er als ein reuiger Sohn in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehre, scheiterten an dem Glaubensmuth und an dem Wahrheitseifer des gottbegeisterten Mannes.

Selbst der Bannfluch, welchen der erzürnte Papst auf ihn schleuderte, war ein Blitz, der nicht zündete. Luther stützte sich auf seine gute Sache, vornämlich aber auf den Beistand Dessen, welcher einst den Daniel in der Löwengrube gnädig erhalten und auch ihm, dem armen Augustinermönch, in seinem Landesherrn, Kurfürst Friedrich dem Weisen, einen

Schutz und Schirm gewährt hatte, der ihn gegen die offenen Angriffe seiner erbitterten Widersacher sicher stellte.

Jetzt war er gen Worms geladen, daß er vor Kaiser und Reich seine Lehre verfechte. Seine Freunde wollten ihn nicht ziehen lassen, denn wie ein warnendes Schreckbild stand der Scheiterhaufen des Johannes Huß vor ihren Seelen. Luther aber sprach mit gottvertrauendem Muthe: „Und wenn meine Feinde gleich ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch im Namen des Herrn erscheinen und dem Behemot in sein Maul, in seine großen Zähne treten, Christum bekennen und denselben walten lassen."

Auf seiner Reise begleitete ihn der kaiserliche Herold Kaspar Sturm, sein Amtsgehülfe Nikolaus Amsdorf, der hernachmals Kirchenrath in Eisenach wurde, und der Rechtsgelehrte Hieronymus Schürf. Wie im Triumphe ward er überall empfangen. Wo er unter Weges rastete, ließ man nicht ab, bis er mit seiner gewaltigen Predigt die Herzen erbaut und begeistert hatte.

In Eisenach öffnete sich ihm das altbekannte liebe Haus in der Georgengasse, wo er als Schüler Obdach und Pflege gefunden, zu einer gastlichen Herberge. Aber seine ersten Schritte lenkte er auf den Friedhof und stand mit feuchten Augen und gefalteten Händen an einem Grabe, dessen Metallplatte die Inschrift trug: „Nach Christi, unseres Herrn geburt, anno 1511 auf Sonnabet nach katherine ist die erbar und tugensame Frau Cottin in Got verschieden, der Got gnade. Amen."

Als er in seine Herberge zurückgekehrt war, überfiel ihn eine schmerzhafte Krankheit, daß man seines Lebens in Sorge stand. Aber er ließ zur Ader und der Schultheiß der Stadt gab ihm ein edel Wasser zu trinken. Darauf schlief er ein und wachte gestärkt wieder auf; so daß er ohne Säumniß sein Wäglein wieder bestieg und dem kaiserlichen Herold, als ihm

derselbe rieth, nach Wittenberg zurückzukehren, die kühne Antwort gab: „Und wenn so viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich dennoch kommen und mich nicht fürchten.“

Und er kam gen Worms und vertheidigte seine Sache vor Kaiser und Reich mit einer Innigkeit und einem Muthe, daß ihm viele tausend Herzen in heiliger Begeisterung entgegenschlugen.

Als am späten Abend der Kurfürst von Sachsen aus der glänzenden Versammlung, aus welcher Luther mit den Worten geschieden war: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir: Amen!“ in seine Herberge zurückkehrte, sprach er zu Kurt von Beymmelberg, der seiner harrte: „Wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht nur allzu muthig: aber ich will meine Hand nicht von ihm abziehen.“

Und nun beauftragte er seinen treuen Diener unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses, daß er flugs gen Thüringen eile und dem wackeren Gottesmanne auf der Wartburg eine Herberge sichere, darin er vor allen Füchsen und Wölfen geborgen sei. Bald war ein geheimes Sendschreiben an den Schloßhauptmann Hans von Berlepsch ausgefertigt, und Kurt war stolz und hocherfreut, daß er zu einer solchen Ehrensendung erkoren ward.

Nachdem er von seinem Fürsten und Herrn noch mancherlei Befehle entgegengenommen, säumte er nicht, sich zu verabschieden.

Ehe er jedoch die Stadt verließ, klopfte er zuvor an ein Haus, aus dessen erleuchteten Fenstern die Töne einer Laute erklangen. Es ward dem späten Gast geöffnet, und nach kurzer Meldung stand Kurt, der zum stattlichen Rittersmann herangereifte Wartburgsknabe, vor seinem dereinstigen Lehrer Martin

Luther, dem schlichten und doch so hochgefeierten Helden des Tages.

Es war ein herziges Wiedersehen, als sich die Beiden Aug' in Auge blickten. Kurt erzählte Alles, was er seit Jahren erlebt und geduldet. Luther aber goß mit warmer Rede Trost und Hoffnung in des Freundes sturmbewegte Brust.

So saßen sie lange. Bald zog die Vergangenheit und bald die Zukunft in lichten oder trüben Bildern an ihrem Geiste vorüber.

Endlich mahnten Luther's Hausgenossen, daß sich der vielgeprüfte Mann die Ruhe gönne, deren er nach einem so heißen Tage bedurfte. Scheidend drückte er dem treuen Jugendfreund die Hand, indem er ihn bis zur Schwelle geleitete und mit geheimnißvollem Lächeln „Glückliche Reise!" wünschte.

Kurt aber sah ihm noch einmal in die müden Augen, und mit dem raschen Gruß: „Auf baldiges Wiederseh'n!" war er verschwunden.

Am 26. April des Jahres 1521 verließ Martin Luther, nachdem er seine Freunde gesegnet und sich in Gottes Hand befohlen hatte, die Stadt Worms, darin er für die Freiheit des Evangeliums einen so ritterlichen Kampf bestanden. Aber mit der Gnade des kaiserlichen Geleites folgte „dem in Menschengestalt und Mönchskutte verkleideten Teufel" alsbald auch die Ungnade der kaiserlichen Reichsacht, „daß ihn Niemand hausen, höfen, äzen und tränken dürfe, sondern ihn gefangen und gebunden einzubringen habe."

Als sich die kleine Reisegesellschaft den schauerlichen Schluchten des Thüringer Waldes näherte, eröffnete ihm sein Bruder Jakob, der neben ihm saß, die unerwartete Kunde. Luther stutzte. Gebannt und geächtet! Doch nur von kurzsichtigen Menschen, nicht aber — das fühlte er in glaubensstarker Brust! — von Gott und seinem Heiland.

Den Gefährten des verfehmten Mannes wurde dennoch

bang und bänger. Sie hatten noch den letzten Gebirgsrücken zu übersteigen, der sie von Eisenach trennte. Todtenstille herrschte ringsum. Nur in den Wipfeln altersgrauer Buchen rauschte es gespensterhaft und hin und wieder huschte ein flüchtiges Reh über die einsame Straße. In dem Schicksal des gehetzten Wildes erblickte Luther das Bild seines eigenen Lebens. Konnten nicht erkaufte Räuber im Schatten des Waldes lauern und die kleine Schaar überfallen, um sie ihren Feinden in die Hände zu liefern? Selbst Luther's Herz klopfte rascher und lauter, als sich die ängstlichen Gefährten ihre Sorgen einander zuflüsterten.

Jetzt wendete sich die Straße um einen Felsenkopf, und siehe! ob den Gipfeln des Waldes ragten, von Sonnenglanz umstrahlt, die Zinnen der Wartburg. Und von wunderbarem Vertrauen durchglüht, hob Luther seine Arme hoch empor und sang mit lauter Stimme in den Wald hinein: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen!" Und während des Triumphgesanges, der von seinen begeisterten Lippen strömte, ward sein Herz so fest und unerschütterlich, wie der Felsengrund, darauf das nahe Bergschloß stand.

Bald war die Stadt erreicht. Als das Wäglein an dem reichen und prachtvollen Katharinenkloster vorüberfuhr — da, wo jetzt der schlichte Gasthof „Zum goldenen Stern" die Reisigen sammelt — und die ersten Blicke des wohlbekannten Mönches ansichtig wurden, verbreitete sich die Kunde seiner Ankunft wie ein Lauffeuer von Straße zu Straße, von Mund zu Mund. Schaaren des Volkes zogen dem rückkehrenden Wahrheitszeugen, obgleich derselbe mit Bann und Acht belegt war, jubelnd entgegen. Auf dem Markte standen die Rathsherren, die so eben im festlichen Schmuck eine Sitzung gehalten — an ihrer Spitze Heinrich Cotta, den man nach des Vaters Ableben zum hochedlen Bürgermeister gewählt — und begrüßten den Ehrengast mit einer perlenden Labung aus dem nahen Rathskeller.

Dann führte ihn Cotta mit freudigem Stolze unter sein Dach. Und Luther siedelte sich wieder in dem Stübchen an, wo er als Currentschüler eine zweite Heimat gefunden, obgleich ihm das stattlichste Prunkzimmer des Hauses eingeräumt war.

Am folgenden Tage — es war der zweite Mai — hielt er in der Sankt Georgenkirche eine gewaltige Predigt, und die weiten Hallen vermochten das zuströmende Volk kaum zu fassen. Der katholische Priester aber — es war Johannes Braun, der einst den jungen Luther zu seinem Vetter geleitet hatte und später aus dem prunkvollen Marienstift an die Georgenkirche versetzt worden war — protestirte vor Notarien und Zeugen „wider solchen Unfug.“ Aber das Volk lachte ihn aus und Luther ließ ihn durch den Bürgermeister, wenn es ihm gefällig sei, um eine kurze Unterredung bitten.

Des Nachmittags besuchte Doctor Martin alle Plätze, die ihm aus seinen Jugendjahren lieb und theuer waren. Die alte Schule, unter deren Dach er seinen aufstrebenden Geist mit den Schätzen der Wissenschaft bereichert hatte, war freilich darniedergerissen und an ihrer Stelle der Zollhof (das jetzige Residenzhaus) erbaut; auch sein lieber Rector Trebonius war schon längst zu seinen Vätern gegangen. Als er aber vor dem alterthümlichen Eckhaus stand, wo er in enger Klause manch' schwere Stunde durchseufzt, da wehrten die deutschen Ritter, die es in Besitz genommen hatten, „dem geächteten Ketzer“ den Eingang. Das Volk, das in Schaaren ihm nachzog, murrete und drohte, während ein alternder Mönch — es war Heinrich Plunder — sich durch die Menge drängte und den Pater Martin mit lauter Stimme begrüßte: „Sei willkommen, du angenehmer Gast, auf welchen wir Kinder der Finsterniß so lange schon warten!“

Luther aber entzog sich dem stürmischen Drängen, das von allen Seiten ihn umwogte, und kehrte mit dämmerndem Abend in seine gastliche Behausung zurück.

Kaum hatte er dort sich gesammelt, als ein leises Klopfen

ihn aus dem beschaulichen Träumen und Sinnen weckte, in das ein trautes Dämmerstündchen auch den lebhaftesten Geist zu wiegen pflegt.

Er raffte sich empor und trat dem späten Gast grüßend entgegen. Es war der Priester Johannes Braun, der fast ängstlich ihm die Hand bot. Luther wußte nicht, ob er einschlagen sollte, obgleich er sonst den ehrwürdigen Mann gar hoch gehalten und noch in den letzten Jahren manch' freundlichen Brief mit ihm gewechselt hatte.

Da nahm derselbe das Wort und sprach mit ungeheuchelter Demuth: „Lieber Bruder, ich habe heute gegen Dich gezeugt. Aber der Himmel weiß, daß ich es nur aus Noth und Furcht gethan, weil ich dem Drängen der erzürnten Väter nicht zu widerstehen vermochte. Wollest mir darum edelherzig verzeihen. Denn es hat Dein gewaltiges Wort auch meine Seele getroffen, daß ich schier kaum weiß, wohin ich mich wenden soll."

Luther ward von der demüthigen Rede des alten Mannes tief ergriffen. Mit unverhaltener Rührung drückte er ihm die Hand und sprach mit feierlicher Stimme: „Ist mein Werk aus den Menschen, so wird's untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr's nicht dämpfen."

Darauf setzten sie sich, wie alte Freunde, traulich zu einander und redeten von den Hoffnungen und von den Sorgen, die ihre Herzen erfüllten.

Bald lenkte sich ihr Gespräch auch auf den Kirchner Conrad Luther, der, obwohl nun hochbetagt, noch immer seines Amtes wartete, jetzt aber von dem Zipperlein an seine Stube gefesselt war.

Martin Luther bat seinen Gast, daß er ihn, wie vor Zeiten, zum lieben Vetter begleiten möge, den er stets in dankbarer Seele getragen. Er wolle nicht aus Eisenach scheiden, ohne ihn begrüßt zu haben.

Während deß war es dunkel geworden, so daß es Braun

schon wagen durfte, mit dem verrufenen Ketzer über die Straße zu gehen.

Conrad Luther war aber fast erschrocken, als er die beiden Männer in sein Stüblein treten sah, wo er beim Scheine einer düsteren Lampe in einem weich gepolsterten Lehnstuhle saß. Er hatte den Besuch seines Vetters erwartet und gefürchtet. Der Name „Luther" ging jetzt von Mund zu Mund, aber er wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder betrüben sollte.

Indessen öffneten sich Lippen und Herzen. Man tauschte Gruß und Gegengruß, Rede und Antwort. Vor der Ehrerbietung und Liebe, mit welcher der vielgeschmähte und vielgefeierte Held des Tages seinem „werthesten Herrn Vetter" die innersten Pforten seines frommen und treuen Gemüthes aufschloß, sank allmählich die Scheidewand, die sich zwischen ihren Lebensansichten aufgebaut hatte.

Bald lenkte „Bruder Martin" das Gespräch auf Gertrud Cotta, die im Nikolaikloster weilte.

Da leuchteten die Augen des alten Mannes, und er segnete Schwester Angelika, die gar oft mit liebreicher Sorgfalt ihn tröste und pflege. Sie sei der Erde abgestorben und lebe dem Himmel mit rührender Treue; aber an ihrem Herzen scheine ein Wurm zu nagen, der ihre zarte Lebensblüthe vergifte. Sie welke sichtlich dem Grabe zu.

Luther war darüber tief bekümmert und fragte, ob es nicht möglich sei, daß er eine kurze Unterredung mit dem Mägdlein pflegen könne, das er als Kind auf den Armen gewiegt.

Der Kirchner berichtete, daß sie fast jeden Abend ihn besuche, bevor sie sich in ihre Zelle schließe, um mit irgend einer Labung ihn zu erquicken. Er trage kein Bedenken, eine Zwiesprache der Schwester Angelika mit dem ehrwürdigen Pater zu vermitteln, und werde dazu wohl in der nächsten Stunde Gelegenheit haben.

Und Angelika kam, eh' noch die Stunde verstrich. Die bleiche Nonne, nachdem sie leise die Thüre geöffnet, zögerte, die Schwelle zu überschreiten, als sie zwei fremde Gestalten neben dem Lehnstuhl des Kirchners gewahrte.

Dieser rief ihr jedoch freundlich entgegen, daß sie nur eintreten möge; es seien geistliche Herren, und noch dazu wohlbekannte Freunde, vor denen die Schwester kaum ihr Antlitz zu verhüllen brauche.

Gertrud nahte schüchtern. Luther aber hatte sich erhoben, und indem er der Nonne die Hand entgegenstreckte, die sie ehrerbietig küssen wollte, rief er ihr heiter zu: „Mein liebes Kind, ich bin ja Dein alter Spielkamerad, der Currentschüler Martinus Luther, und soll Dir von einem andern Kameraden, den Du ja wohl auch noch nicht vergessen hast, einen herzigen Gruß vermelden, — Alles in Züchten und Ehren."

Eine brennende Gluth überflog der Nonne bleiches Antlitz. Sie fühlte an dem Zucken ihres Herzens, wer den Gruß gesendet! Sie hatte so oft schon an Luther gedacht, als die Kunde seiner Worte und Thaten auch in ihre einsame Zelle gedrungen war. Und nun stand er vor ihr, der Mann, zu dem sie ein unbegreifliches Vertrauen hinzog. Unnennbare Gefühle bestürmten ihre Brust. Eine längst begrabene Welt voll tiefen Schmerzes und voll unaussprechlicher Seligkeit ward vor ihren feuchten und doch strahlenden Blicken lebendig.

Der Kirchner bot ihr einen Sessel. Die Nonne aber — sie wußte nicht, wie ihr so wundersam zu Muthe war — beugte vor Luther das Knie und flüsterte mit fast gebrochener Stimme: „Ehrwürdiger Vater, wollet meine Beichte hören."

Da wurde Luther, der mit heiterem Lächeln die schlanke Gestalt begrüßt hatte, die jetzt mit gebeugtem Haupt und mit gekreuzten Armen vor ihm stand, gar ernst und still, und schier verwundert blickten sich die Männer an, während die Nonne auf ihr absonderliches Begehren ängstlich des Bescheides harrte.

Braun, der Eisenacher Priester, ergriff zuerst das Wort und sprach zu Luther: „Warum nicht, lieber Bruder? Hat doch unser Herr und Heiland gesagt: Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“

Und als Luther sich darauf bereit erklärte, dem Verlangen der frommen Schwester zu willfahren, damit ihr Herz sich erleichtere und ihr Glaube sich stärke, wieß ihn der Kirchner in sein stilles Betkämmerlein, wo vor dem Bilde des Gekreuzigten eine ewige Lampe brannte, daß er dort seines heiligen Amtes warte.

Als die Thüre sich geöffnet und wieder geschlossen hatte, sank Gertrud wie gebrochen auf den Betschemel nieder und konnte vor leisem Schluchzen nicht zum Worte kommen. Luther aber tröstete sie aus der Fülle seines theilnehmenden Herzens, bis sich das schmerzliche Geständniß von ihren Lippen rang: „Ach, lieber Vater! ich bin eine arme Sünderin.“ Und nun enthüllte sie vor Luther's Blicken ihr innerstes Seelenleben, und schilderte mit zerknirschtem Gemüth die heißen Kämpfe, die sie seit Jahren mit sich selbst gekämpft, und offenbarte mit rührender Zaghaftigkeit das tiefe Geheimniß ihres Herzens, daß noch immer das Bild ihres Jugendfreundes zwischen ihr und dem Himmel stehe und daß es sich nicht wegbeten, nicht wegfasten, nicht wegkasteien lasse.

Als sie ihre Beichte vollendet hatte, seufzte sie tief auf, als ob ein schwerer Stein von ihrem Herzen gewälzt sei.

Luther aber fragte, ob auch das Bild des Heilandes in ihrem Herzen eine Stätte habe? Dieß bejahte Gertrud mit fester und freudiger Stimme. Darauf legte ihr Beichtiger die Hand auf das verhüllte Haupt und sprach mit feierlicher Stimme:

„Gehe hin, meine Tochter, dir sind deine Sünden vergeben.“

Gertrud wußte nicht, wie ihr geschah. Sie fragte nach der Pönitenz, die ihr auferlegt werde.

Luther entgegnete: „Dein Beruf ist Pönitenz genug. Bete und hoffe!"

Und nun redeten sie noch lange mit einander, bis Gertrud Luther's Hand ergriff und sie mit Thränen benetzend wie begeistert ausrief: „Ehrwürdiger Vater, der Himmel segne Euch um dieser Stunde willen! Ich war todt und bin wieder lebendig geworden; ich war verloren und habe mich wieder gefunden. Gott sei mit Euch und — mit mir!"

6.

Der erste Gruß eines freundlichen Sommertages vergoldete die Zinnen der Wartburg. In einer kleinen Zelle, deren runde Fensterscheiben gen Abend blickten, spielte noch das Zwielicht des jungen Morgens.

In dieser Zelle saß ein Mann, der an einem großen Eichentisch gar emsig mit der Feder handthierte. Sein leichtes Ritterschwerdt hing an der Wand und die Laute, die er wohl zuweilen schlagen mochte, lehnte an seinem hölzernen Sessel. Das Stüblein war kahl und schmucklos, als ob es die Zelle eines Gefangenen sei. Auf einem Brettergesimse aber standen alte und neue, große und kleine Bücher, die sich in der ritterlichen Herberge gar wunderlich umschauten, und auf dem Tische lagen viele zerstreute Blätter, welche die Hand des fleißigen Mannes sorglich ordnete.

Sein Auge blickte trübe, ob auch darin ein jugendliches

Feuer glühte; seine Wangen waren eingefallen und manch' schmerzlicher Seufzer stahl sich über die blassen Lippen. Er war offenbar in dieser Zelle nicht heimisch, und fühlte sich beengt an Leib und Seele.

Endlich sprach er halblaut vor sich hin: „Ich wollte lieber um der Ehre des göttlichen Namens willen und sowohl Anderer, als meiner eigenen Bekräftigung wegen auf glühenden Kohlen liegen, denn allein und halb lebend und leider! doch fast todt in dieser Einsiedelei, in diesem Luftrevier, in dieser Vogelherberge sitzen."

„Und doch, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, hat es mein gnädiger Fürst und Herr gar wohl mit mir gemeint, als er mich vor dem Wüthen und Toben meiner Widersacher auf diese Insel Pathmos gerettet hat. Nun bin ich hier müssig, und habe der gemeinen Sache gewichen, auf guter Freunde Rath, wiewohl ungern, und ohne zu wissen, ob ich Gott damit Recht thäte. Ich hätte lieber meinen Hals hingegeben. Sie habens' aber nicht gewollt, und mich durch verstellten Auffang unter Weges weggenommen und mich an diesen sichern Ort gebracht, wo man mir auf's Beste begegnet."

Als er noch so redete, erhob sich draußen eine Stimme, die rief: „Auf, Junker Jörg! Ihr sollt Euch rüsten: der Jagdzug beginnt."

Mißmuthig legte Martin Luther — denn er war es, der sich in einen ritterlichen Junker umgewandelt hatte, nachdem er am 4. Mai 1521 durch verkappte Reisige vom Altenstein zur Wartburg entführt worden war — die Papiere zur Seite, die er eben zur Hand genommen.

„Sie meinen es gut mit mir! — sprach er, indem er Bart- und Haupthaar ordnete und die bespornten Reiterstiefeln anzog. — Es sind viele Tage, daß ich nichts schreibe, noch bete, noch studire, weil ich theils mit Versuchungen des Fleisches, theils mit andern Beschwerden heimgesucht bin. Denn

in der engen Zelle stockt das Blut und bei dem Wohlleben erschlafft der Geist. Darum wollen sie mich auch einmal die bittersüße Lust der großen Herren kosten lassen. Der zahme Augustinermönch ein wilder Jäger! — ist das nicht — —"

Bevor er jedoch ausreden konnte, trat Kurt von Beymmelberg in's Stüblein und trieb zur Eile. Er hatte sich's von seinem fürstlichen Herrn als eine Gnade erbeten, daß er den Junker Jörg bedienen und bewachen dürfe, da er mit allen Schlupfwinkeln der Burg von Kindheit an bekannt war. Der Kurfürst hatte seinem treuen Begleiter gern die Bitte gewährt, und so war denn Kurt nebst einem zuverlässigen Diener zugleich mit Luther auf der Wartburg eingezogen.

Jetzt stand er wohlgerüstet vor ihm. „Herr von Berlepsch wartet Eurer im Schloßhof," — sprach er lächelnd, als Luther sich kaum von seinen Büchern trennen konnte, und bediente ihn mit bereitwilligem Eifer, als Junker Jörg statt des Schwerdtes die Bibel zur Hand nahm.

Endlich gesellten sie sich zu der harrenden Schaar und zogen unter lustigem Hörnerklang zum Schloßberg hinab. Hans aber, der Thorwart, schüttelte bedenklich den Kopf und raunte dem Kellner zu, der ihm zur Seite stand: „Das ist mir doch ein seltsamer Junker, der in der Gefangenschaft von Rittern und Edelknaben bedient und von dem gestrengen Herrn Amtmann fast ehrerbietig begrüßt wird."

Als sie durch das liebliche Hellthal zogen, wo Luther gern zu lustwandeln pflegte, um sich an dem Gesange der munteren Waldvögelein oder an einem saftigen Erdbeerstrauße zu erquicken, schlug Kurt fast unbemerkt einen Seitenpfad ein, der zur nahen Stadt hinabführte.

Der kleine Jagdzug verfolgte seinen Weg. Luther konnte sich jedoch mit dem „Geschäft für müssige Leute" — wie er das edle Waidwerk nannte — nicht befreunden; und als man ein junges Häslein gefangen, hüllte er es sorgfältig in seinen

Mantel, um es mit sich auf die Burg zu nehmen. Während er aber, unter einem Baume rastend, theologischen Gedanken nachhing, hatten die Hunde das Häslein aufgespürt und ihm durch den Rock hindurch den rechten Hinterlauf zerbissen und es endlich gar erwürgt. Darob betrübte sich „der Jäger wider Willen" und kehrte mit seinem vertrauten Diener auf die Burg zurück, obgleich sich Kurt noch nicht wieder zu ihm gefunden.

Ueberdieß hatte der Anblick des nahen Karthäuserklosters, dessen Bewohner im Schweigen, Fasten und Kasteien ihr Leben vertrauerten, recht trübe Gedanken in ihm geweckt.

Da nahm er eine Arbeit zur Hand, die er in seiner stillen Zelle gegen den Unfug der Klostergelübde geschrieben hatte, und dachte bei sich selbst: „Das ist fürwahr eine schönere Jagd, bei der mit Spießen und Pfeilen Bären, Wölfe, wilde Schweine, Füchse und dergleichen, welche die gottlosen Lehrer vorstellen, erlegt werden!" Und als nun das Bild der einfältigen, gläubigen Seelen, die in den Stricken menschlicher Satzungen gefangen, recht lebhaft seinen trauernden Blicken sich darstellte, trat mit erhitztem Antlitz Kurt in sein Stüblein, um sich mit sichtlicher Verlegenheit zu entschuldigen, daß er von dem Jagdzug abgewichen.

Luther beruhigte ihn, indem er sagte: „So viel Lust mir auch der Anblick des gehetzten Wildes gemacht hat, so sehr hat mich das darunter versteckte Geheimniß mit Schmerz und Mitleiden erfüllt. Denn was bedeutet es anders, als daß der Teufel durch seine Meister und Hunde, nämlich die Bischöfe, Theologen und Aebte, die unschuldigen Thierlein heimlich jage und fange?"

Als Kurt im träumerischen Sinnen darauf schwieg, fragte Luther, wo er denn gewesen, nachdem er so plötzlich von dannen geritten?

Kurt bedachte sich lange, bevor er Red' und Antwort gab.

Endlich sagte er leichthin: „Ich hatte ein Geschäft mit Heinrich Plunder abzuthun."

„Mit dem Mönch, von dem Du mir neulich erzähltest? — Er ist mir und meiner Sache zugethan. Aber er soll ein unruhiger Kopf sein. Darum wahre Dich vor ihm, denn ich kann den gläubigen Seelen nicht ernstlich genug predigen, daß sie sich vor Aufruhr und Empörung hüten. Will's Gott, so werden auch die Banden fallen, welche die armen Mönche und Nonnen noch gefangen halten."

Kurt horchte freudig auf, als er dieß Wort vernahm, und fragte hastig, wie sein verehrungswürdiger Freund das meine?

„Ich will ich Dir eine Geschichte erzählen, die mir begegnet ist. Als mich die Gnade meines Fürsten und Herrn in dieses Stüblein gerettet, stand ich eines Abends am Fenster und blickte träumerisch auf das Gemäuer des Metilsteins, an dem die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spielten. Da gewahrte ich jene absonderlichen Felsgestalten, welche die Sage zu „Mönch und Nonne" umgewandelt hat, so für die Küsse, welche sie einst dort wechselten, von der rächenden Gottheit versteinert wurden. Auch ich ergrimmte im Geist über den Frevel, den ich gleichsam vor Augen sah, und meinte, der Himmel müsse noch jetzt das gottlose Paar, das sein Klostergelübde so frevelnd gebrochen, flug's zu Boden schmettern. Aber die Sonne lachte nach wie vor im freundlichen Glanze und verklärte eben jetzt mit ihrem letzten Kuß die steinernen Gestalten, die sich gegen eiander zu neigen und noch einmal zu herzen schienen. Da blitzte in meiner Seele die Frage auf: ob es denn überhaupt ein Verbrechen sei, darob die zärtlichen Herzen zu einem warnenden Steinbild geworden? Ich konnte alsbald nicht die rechte Antwort finden. Aber die Bibel liegt auf den Tisch. Ich schlage sie auf, um aus ihr Bescheid zu holen. Denn Gottes Wort kann nicht trügen. Und sieh', da fällt der letzte Strahl der scheidenden Sonne auf ein Wort, das in der ersten

Epistel an Timotheum geschrieben steht: „Ein Bischof soll unsträflich sein, eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig,“ — und so weiter. Es war, als ob eine Binde von meinen Augen falle. Ich setzte mich nieder und schrieb das Büchlein: „Von den Geistlichen und Klöster-Gelübden.“

Bei diesen Worten nahm Luther die Schrift, die auf dem Tische lag, und reichte sie dem wunderbar ergriffenen Freunde.

Dieser entfaltete das Papier, und seine Blicke hafteten alsbald an der Stelle: „Ich darf frei auf das Wort allein (2. Tim. 4, 1—3), dieweil es ein Wort und Spruch ist des heiligen Geistes, los schreien und ledig lassen von ihren Gelübden alle Mönche und Nonnen, und frei und trotzig dieß Urtheil fällen, daß ihre Gelübde vor Gott unnütz und nichts sind. Denn zuvor habe ich allein die Pfaffen von ihrer gelobten Keuschheit los gescholten auf das Wort Gottes: So ich aber die Sachen mehr ansehe, und die Worte des Apostels fleißiger bewege, finde ich, daß die Lehre insgemein durch und durch gehe, es sei Mönch oder Pfaffe.“

Kurt schrak freudig empor und drückte Luther'n mit überwallender Herzlichkeit die Hand, als er so weit gelesen hatte. Darauf bat er, daß er ihm die Schrift auf einige Tage anvertrauen möge, er wolle sich daraus belehren und trösten.

Luther zögerte nicht, dem Wunsche des erprobten Freundes zu willfahren. Dieser aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als einige Stellen des Büchleins in Abschrift zu nehmen und sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Mönche Heinrich Plunder mitzutheilen, damit es demselben um so sicherer gelinge, die Sendung zu erfüllen, womit er ihn beauftragt hatte.

Luther's Aufenthalt zu Wartburg war noch immer ein tiefes Geheimniß. Dennoch wagte es der kühne Mann, dessen thatendurstiger Geist die nothgedrungene Zurückgezogenheit mit bitterem Unmuth ertrug, hin und wieder in Begleitung seines

Freundes den engen Mauern zu entfliehen und als Junker Jörg, gestiefelt und gespornt, in Stadt und Land umherzuschweifen. Niemand erkannte unter dem stattlichen Reiterbart das Antlitz des Augustinermönchs.

Eines späten Nachmittags mahnte Kurt von Beymmelberg, der seit Wochen unruhig und trübsinnig umhergegangen war, zum Aufbruch. Luther saß gerade daran, die heiligen Schriften des Neuen Testamentes in die liebe Muttersprache zu verdolmetschen und damit seinem Beginnen die Krone aufzusetzen. Er trennte sich nur ungern von der lieben Arbeit und sagte zu seinem Freunde, fort und fort die Feder in der Hand: „Es wird mit Gottes Willen ein fein Werk werden.“

Kurt aber ließ nicht ab, zu drängen, daß sie hinab zur Stadt reiten möchten, und Luther rüstete sich endlich zum Aufbruch, indem er seinen ritterlichen Waffenrock anzog und sich mit seinem Schwerdt umgürtete.

Als sie nun in einer öffentlichen Herberge abgestiegen waren, und Luther alsbald das lästige Schwerdt bei Seite legte und ein Buch zur Hand nahm, rief ihm sein Begleiter warnend zu: „Herr Junker, Herr Junker! Ihr dürft Euch nicht mit Büchern befassen, sondern es fein wacker mit dem Schwerdte halten.“ Darauf zog er ihn von dannen, damit man in dem scheinbaren Ritter nicht einen Schreiber oder Pfaffen wittere, und geleitete ihn zu Nikolaus Amsdorf, der gerade zu Eisenach weilte.

Wie herzig plauderten nun die beiden Freunde mit einander! Luther berichtete von seinem Tagewerke auf der Wartburg: „Ich bin aus der Maßen mit vielen Geschäften beladen, muß täglich zweimal predigen, bringe die Psalmen zusammen, richte die Postille zu, antworte meinen Widersachern und verlege beide zu Latein und Deutsch die Bulla und schütze mich. Will schweigen der Briefe, guten Freunden zu schreiben, und anderer Hinderniß, die sich täglich zutragen, jetzt mit Denen,

die um mich sind, und mit fremden Leuten zu reden, zu handeln und Rath zu geben."

Amsdorf aber bat ihn, daß er seiner schonen und sich fleißiglich hüten solle vor seinen Feinden, die noch immer wie brüllende Löwen umhergingen, ihn zu verschlingen. Der alte Barfüßer-Guardian habe erst neuerlich eine fulminante Predigt wider den Wittenberger Erzketzer gehalten und Himmel und Erde beschworen, ihn zu vernichten.

Während dieser Reden hatte sich Kurt entfernt, um — wie er sagte — ein Geschäft zu erledigen und hernach den Junker wieder abzuholen.

Flugs war er zum Predigerkloster geeilt und hatte dort von Heinrich Plunder die Kunde empfangen, daß Schwester Angelika bereit sei, mit hereinbrechendem Abend ihren Freund im Klostergarten zu empfangen.

Mit verschmitztem Lächeln fügte der Mönch hinzu: „Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe gewesen, Eurem Begehren zu willfahren. Aber es thut mir in der tiefsten Seele wohl, wenn ich nur eine Masche an dem Netz des Klosterunfugs zerreißen kann. Gertrud hat sich lange und schmerzlich gesträubt, Euch Gehör zu geben. Die Schrift des Pater Martin, die ich ihr mitzutheilen wußte, hat endlich den Ausschlag gegeben. Denn sie verehrt den wunderbaren Mann wie einen Heiligen."

Und nun ließ sich Kurt unterrichten, wie er die Klostermauer übersteigen und in dem fernsten Winkel des Gartens eine Laube finden werde, worin Schwester Angelika seiner harre, während die Aebtissin wähne, daß sie zur gewohnten Stunde dem Kirchner des Klosters Trost und Handreichung spende. —

Und sie fanden sich, die Liebenden, die seit Jahren sich nicht Aug' in Auge geblickt, und doch mit wunderbarer Treue in und für einander gelebt hatten: Kurt, von hoffnungsreicher Seligkeit durchglüht, Gertrud in tiefster Seele gebeugt.

„Es ist ein Abschied für's Leben!" flüsterte sie dem

Freunde mit gebrochener Stimme zu. „Aber daß wir doch einmal, ach! nur einmal Herzen und Lippen gegen einander öffneten, — nein, ich konnte es nicht hindern, — und will nun durch lebenslange Reue und Buße meine Schuld, Gott gebe es! zu sühnen suchen."

Kurt war jedoch anderer Meinung. Luther's Schrift hatte ihm die Pforten der Hoffnung aufgethan. Er beschwor die zitternde Nonne, daß sie mit ihm fliehen solle.

Auf seinem väterlichen Schlosse wolle er sie vor Gott und vor der Welt zum Weibe nehmen und die Hölle solle ihn nicht daran hindern.

Aber Gertrud schluchzte unter heißen Thränen: „Ich bin dem Heiland verlobt. Den hab' ich viel zu lieb, als daß ich ihm untreu werden könnte. Suche dir unter den Töchtern des Landes eine wackere Burgfrau, und ich will in stiller Zelle Euer Bündniß segnen, bis mich — und hier brach ihr fast die Stimme — der Herr zur Himmelshochzeit abruft."

Damit aber ließ sich Kurt nicht beschwichtigen. Immer eifriger redete er in Gertrud's Seele hinein und verwieß ihre Zweifel auf den frommen Glaubenshelden Doctor Luther, der eine Fackel angezündet habe, welche die Nacht der Klöster und des Pfaffentrugs gar wunderbar durchleuchte.

„Wohl hat Pater Martin — entgegnete die Nonne — einen Funken in mein Gemüth geworfen, der die Asche längst begrabener Gefühle wiederum zur lichten Flamme anfacht. Ob das aber nicht ein höllisches Feuer ist? Ob wir es glauben dürfen, daß die Gelübde, so ohne und wider Gottes Gebot geschehen, eines getauften Menschen Herz nicht bestricken oder gefangen halten können? — Ich habe die Papiere, die Du mir gesandt, den Flammen geopfert und dabei gebetet: Herr, führe mich nicht in Versuchung."

Kurt faßte Gertrud's Hände und drückte sie an seine hochklopfende Brust. Hoffnung und Entsagung kämpften mit einander einen schweren Kampf. Dann erhob er sein Haupt zu

den Sternen, deren stiller Glanz aus seinen feuchten Augen wiederstrahlte. Und als ob ihr stummer Gruß des Herzens stürmische Wogen beschwichtigt habe, sprach er weich und ernst: „O Gertrud, meine Gertrud! Große Dinge bereiten sich auf Erden vor. Die Freiheit winkt, und Gott ist gnädig. Wir werden mit einander glücklich sein."

Horch, da tönt der rasche Schlag des Klosterglöckleins schrill herüber. Gertrud fährt erschreckt empor: „Was ist das?" Zitternd beschwört sie den Freund, daß er fliehe. Sein Rittermuth sträubt sich dagegen. Gertrud aber jammert: „So willst Du mich verderben?"

Und er drückt noch einmal ihre kalten Hände, und blickt noch einmal in die nassen Augen, und — wie sich auch die Nonne sträubt — mit einem heißen Kuß, mit einem herzzerreißenden Ade eilt er von dannen.

Gertrud sinkt fast bewußtlos zusammen.

Da nahen Schritte, da rufen Stimmen, da flackern Lichter durch den Garten. Gertrud rafft sich empor. Ehe sie sich aber noch entscheidet, ob sie bleiben, ob sie fliehen soll, wird sie von neugierigen Schwestern umringt, aus deren Mitte die Aebtissin hervortritt und mit ernstem Antlitz fragt: wie Angelika in einer so späten Stunde in die abgeschiedene Laube komme?

Gertrud senkt das Haupt und stammelt eine Antwort, die jedoch vom schadenfrohen Rufe einer Laienschwester unterbrochen wird: „Angelika ist nicht allein gewesen. Seht da, die Spuren eines Männerfußes!" Man leuchtet auf den feuchten Boden und gewahrt, — nicht blos die Fußstapfen eines Reiterstiefels, — ein unläugbarer Verräther, der weiße Lederhandschuh eines Mannes, blinkt den staunenden Nonnen entgegen. Gertrud wagt sich nicht zu vertheidigen. Ihr Lebensmuth ist gebrochen. Sie hört nicht die Schmähungen der entrüsteten Schwestern; sie fühlt nicht die strenge Hand der Aebtissin, die sie wie ein Schlachtopfer von dannen führt.

Als sie im Kloster angelangt waren, begann ein peinliches Verhör, und zwar vor einem Zeugen, daß bei seinem Anblick Gertrud's Blut vollends erstarrte. Es war der Guardian des Franziskanerklosters, der mit zornsprühenden Blicken vor ihr stand.

Zu später Stunde hatte er dem Kirchner Conrad Luther einen Besuch abgestattet, daß er denselben ausforsche, ob er wohl von seinem ketzerischen Vetter Kunde habe. Der Kirchner aber hatte seit jenem Abend, wo Schwester Angelika dem seltsamen Manne gebeichtet, nichts mehr von ihm gehört noch gesehen. Indessen war er dem schlauen Mönche gegenüber nicht vorsichtig genug. Derselbe umstrickte ihn mit verfänglichen Fragen, bis er fast Alles wußte, was an jenem Abend geschehen war.

Und nun eilte er stracks zur Aebtissin, damit er gegen Schwester Angelika bittere Klage erhebe. Sie ward vorgeladen, aber — ihre Zelle war leer. Auch der Kirchner hatte heute vergebens ihren Zuspruch erwartet. Da rief das Vesperglöcklein alle Nonnen zusammen. Keine wußte über die Entschwundene Auskunft zu geben. Da jedoch das Gartenpförtlein nur angelehnt war, so drängten Alle hinaus und suchten die Vermißte, bis sie gefunden.

Angelika war stumm und todtenbleich. Sie konnte sich nicht aufrecht halten. Man mußte ihr einen Sessel reichen. Als sie gefragt ward, ob sie in Wahrheit mit einem Manne verkehrt, nickte sie leise, — und mit Abscheu wichen die Schwestern von ihr zurück, — aber den Namen desselben nannte sie nicht.

Der Guardian wagte in seiner Entrüstung mit der Folter zu drohen. Angelika schwieg. Die Aebtissin beschwor sie bei Himmel und Hölle, eine offenherzige Beichte abzulegen. Angelika schwieg. Als aber der Guardian im überwallenden Zorne auf den Teufelsketzer Martin Luther schmähte, der auch dieses Unheil angerichtet, und als er die arme Nonne mit den bittersten Vorwürfen geißelte, daß sie das Gelübde der Keuschheit gebrochen und Schmach und Schande auf das Klo-

ster und auf ihre ehrbare Familie gehäuft: da strömte wiederum das Blut nach Angelika's Herzen; sie hob betheuernd die Hände empor und schwur mit fester Stimme, daß sie zwar gegen die Ordnung des Klosters gefehlt, aber ihr Gelübde, so wahr Gott lebe! unverletzt bewahrt habe.

Dennoch drohte der Guardian, daß sie zur gerechten Strafe und zum abschreckenden Beispiel lebendig eingemauert werden müsse. Die Aebtissin aber, die sich von einem so maßlosen Eingriff in ihr Richteramt verletzt fühlte, gab ihm zu verstehen, daß sie über Angelika's Schicksal entscheiden werde, wie es recht und billig sei.

Darauf ward die Arme in ein Bußgewand gehüllt und unter lauten Verwünschungen abgeführt.

Ein dunkler Kerker nahm sie auf. Als sie fast leblos auf das feuchte Strohlager sank, schien eine leise Stimme ihr zuzuflüstern: Bete und hoffe!

7.

Es war an einem Sonntag des Jahres 1522. Franziskus Lambertus, der sich später Johannes Serranus nannte, hatte das Klostergewand von sich geworfen und war aus Frankreich, seinem Vaterlande, ausgezogen, um mit glühendem Eifer für den jungen Tag zu werben, der immer lichter und wärmer über der Christenheit aufging. Er hatte so eben eine öffentliche Vorlesung in Eisenach gehalten und mit so überzeugender Kraft gegen den zorngerüsteten Franziskaner-Guardian

disputirt, daß viele Herzen von dem Sieg der Wahrheit unwiderstehlich getroffen wurden.

Und als der Guardian wuthbebend abzog, hatte ein Mönch die Kutte von sich geworfen und mit frohlockender Stimme ausgerufen: „Kloster, ade!“ — Es war Heinrich Plunder, der zuerst die Fesseln brach, die ihn seit Jahren wund gedrückt.

Als aber im folgenden Jahre der Augsburger Kaspar Aquila mit herzgewinnender Beredsamkeit in Eisenach das Evangelium verkündigte, zögerte auch Johannes Braun nicht länger, den siegreichen Strahlen der Reformation sein volles Herz zu öffnen.

Plunder hatte sich währenddeß immer fester mit dem leidenschaftlichen Doctor Strauß verbunden, der in der Georgenkirche die erste evangelische Predigt hielt und ob seines übersprudelnden Eifers von Luther mit den Worten gezüchtigt ward: „Es fehlt dem Kerl an Tollheit nicht, wohl aber an rechter Zeit und gelegenem Orte.“ — Braun war dagegen mit Thomas Neuenhahn befreundet, den Luther als Eisenach's Evangelisten rühmt, und Beide wirkten zusammen als evangelische Pfarrherrn in der Stadt, wo Luther einst die Currentbüchse von Haus zu Haus getragen.

Schon zuvor hatte Junker Jörg der Wartburg Valet gesagt, und war gen Wittenberg in seinen Berufskreis zurückgekehrt. Kurt von Beymmelberg aber, dem aller Lebensmuth gesunken, als er das traurige Schicksal der Schwester Angelika vernahm, weilte in stiller Zurückgezogenheit auf dem Schloß seiner Väter.

Die neue Lehre gewann in Eisenach immer festeren Boden, und Strauß und Plunder waren fort und fort geschäftig, die Gemüther gegen das „knechtische Joch des Pfaffentruges und der Mönchsherrschaft“ aufzustacheln.

Endlich schienen sie ihr Ziel erreicht zu haben. Schaaren

Volkes, mit allen Waffen gerüstet, wogten durch die Straßen der Stadt und sammelten sich allmälig auf dem geräumigen Marktplatz. Strauß und Plunder stellten sich an ihre Spitze. Und nun zog die Menge jubelnd und lärmend von Kloster zu Kloster und zertrümmerte die Pforten und öffnete die Zellen, ohne irgendwo erheblichen Widerstand zu finden.

Melchior Merten, ein alter Chronist, besang die Ereignisse jenes Tages in folgenden Reimen:

„Als man 1524 geschrieben,
Seynd allhier Nonnen und Mönche vertrieben,
Wurden ausgejagd auf eine Stund,
Da ging wol all' ihr Lehr zu Grund.
Vor dem Barfüßer-Kloster die Schaare
Aller Mönche kamen zusammen gare,
Sich zu scheiden mit trawrigem Muth
Von ihren Klöstern, Hab und Gut
Mit betrübten Herzen und Traurigkeit;
Doch sangen sie in solchem Leid:
O höchster Gott, wir loben Dich!
Und gingen zu Paaren erbärmiglich.
Sie wurden auch zu Hohn und Spott
Begleitet durch den Frowenboth,
Ging mit einem Fliegelwedel zuvor
Bis hinans vor's Nicolausthor."

Nur der Guardian des Franziskanerklosters hatte gewagt, der anstürmenden Rotte sich zu widersetzen. Aber Strauß und Plunder hatten den Greis gepackt und ihn hinabgeworfen in den Kerker, worin Johannes Hilten einst geschmachtet.

Dort erlös'te ihn ein Schlagfluß von dem Jammer, den er nicht zu überleben vermochte. Denn als man ihm des andern Morgens Speise und Trank reichen wollte, lag er auf dem feuchten Boden, seinen Rosenkranz in den krampfhaft gefalteten Händen, und war verschieden.

Und Schwester Angelika? Ihrer Haft war sie nach Mon-

den entledigt worden. Aber ihre Zelle durfte sie nur unter strenger Aufsicht verlassen, und unter den harten Bußübungen, die ihr fortwährend auferlegt wurden, welkte sie wie eine verkümmerte Blume dahin.

Da schlug auch ihr die Stunde der Freiheit.

Als die Pforten des Nikolaiklosters erstürmt wurden und die Nonnen unter lautem Jammer nach allen Seiten hin entflohen, klopfte Plunder an jegliche Zelle und rief Angelika's Namen. An der letzten Thüre des düsteren Kreuzganges tönte ihm eine leise Antwort entgegen. Er ließ Schloß und Riegel sprengen. Da kniete die bleiche Schwester, in ein rauhes Bußgewand gehüllt, vor dem Bildniß des Gekreuzigten und betete. Sie schrak zusammen, als die Männer über ihre Schwelle traten, ohne sich jedoch von ihrem Schemel zu erheben.

Nun verkündigte ihr Heinrich Plunder, daß ihre Banden gelös't, und richtete sie sanft und troſtreich auf. Gertrud aber wußte nicht, was sie hoffen, was sie fürchten solle.

Da schlich, von einer Krücke getragen, ein Greis daher. Es war der Kirchner Conrad Luther. Er wußte, was geschehen war, und kümmerte sich um Schwester Angelika, die er so lange schon vermißte.

Die aufgeregte Menge krümmte ihm, dem Vetter des Wittenberger Augustinermönches, kein Haar. Man tröstete ihn vielmehr, daß er sich nicht fürchten und nicht grämen möge: er solle bis an sein seliges Ende unangefochten und wohlversorgt in seiner Klause bleiben.

Und nun bat der Kirchner, daß ihn Schwester Angelika begleiten möge. Sie solle bei ihm Schutz und Obdach finden.

Gertrud folgte dem verehrten Manne. Plunder aber eilte in die Stadt zurück, dem Bürgermeister Heinrich Cotta von seiner Schwester Kunde zu bringen. Denn es war derselbe an jenem stürmischen Tage von seinem Amt gefesselt, und er hatte

nur flüchtig dem bekannten Dominikanermönch das Schicksal der geliebten Schwester auf die Seele gebunden.

Was in Eisenach geschehen war, geschah auch anderwärts. Noch bevor die Bauern im verblendeten Wahne gegen Gott und Welt zu Felde zogen, waren viele Klosterfesseln gebrochen, viele Klosterpforten geöffnet worden.

Da schöpfte auch Kurt von Beymmelberg, in dessen treuem Herzen Gertrud's Bildniß nicht verblichen oder wohl gar erloschen war, neue Hoffnung. Er kam nach Eisenach, als er vernommen, was sich dort ereignet hatte. Heinrich Cotta nahm den Jugendfreund mit herzlicher Freude auf. Aber seine Schwester, die er wiederholt veranlaßt hatte, in das väterliche Haus zurückzukehren, war im Nikolaikloster geblieben, wo sich nach und nach die Nonnen wieder sammelten. Zwar waren die harten Bande, die sie ehedem gedrückt, vielfach gelockert; in ihrem Gewissen hielt sie sich jedoch gebunden, dem Versprechen, das sie der sterbenden Mutter gegeben, unverbrüchlich treu zu bleiben und den Schleier zu tragen bis an ihr Ende.

Kurt ließ sie um eine Unterredung bitten. Sie verweigerte ihm dieselbe, indem sie zu Heinrich Plunder sagte, den er als Botschafter abgeordnet hatte: „Ich habe mit dem Leben abgeschlossen. Meine Jugendjahre liegen hinter mir. Und wenn ich auch dem vielgeliebten Freund eine Stätte in meinem Herzen bewahren werde, bis es bricht, so sind es doch keine irdischen Bande mehr, die uns umschlingen. Ich werde ihn fort und fort in mein Gebet einschließen, und er soll zuweilen freundlich meiner gedenken. Das ist mein letzter Gruß.“

Eine tiefe Wehmuth erfüllte Kurt's Gemüth, als er diese Botschaft empfing. Und doch hing er noch mit allen Fasern seines Herzens an der lieben Jugendfreundin; und doch konnte und mochte er die theuerste Hoffnung und den sehnlichsten Wunsch seines Lebens nicht für immer begraben.

Traurig zog er von dannen. In seiner einsamen Burg

schlichen die Tage langsam an ihm vorüber. Er sann und sann, wie er das Ziel erreichen möge, das ihm jetzt so nahe gerückt und doch wieder so fern war.

Da kam das schwere Jahr 1525. Am fünften Mai gesegnete Kurfürst Friedrich der Weise, sein gnädigster Lehnsherr, das Zeitliche. Mit tiefer Betrübniß gab ihm Kurt das letzte Geleite. Darauf brach der wilde Bauernkrieg in immer helleren Flammen aus. Kurt konnte sich dem Aufgebot des neuen Landesherrn, Johann des Beständigen, nicht entziehen und mochte es auch nicht. Es trieb ihn hinaus in das Kampfgewühl, daß er vielleicht einen ehrlichen Reitertod finde.

Als aber die blutige Schlacht bei Frankenhausen den Aufruhr gedämpft hatte, begleitete Kurt von Beymmelberg den siegreichen Fürsten gen Eisenach, wo eine zügellose Rotte — darunter Strauß und Plunder — gegen die Kirchen und Klöster der Stadt gewüthet hatte. Sie wurde, obgleich sie sich in's Franziskanerkloster flüchtete, mit bewaffneter Hand ergriffen und zwölf Rädelsführer fanden auf öffentlichem Markte ihren Tod unter dem Beile des Henkers. Strauß und Plunder wurden auf Kurt's eifrige Fürsprache begnadigt, mußten aber die Stadt verlassen, und sind hernachmals verschollen.

Auch das Nikolaikloster war gestürmt worden. Gertrud hatte sich unter den Schutz ihres Bruders geflüchtet, da alle klösterliche Zucht und Ordnung aufgelös't war.

Und da nun Kurt, vor dem sie sich nicht länger bergen konnte, in dem Hause ihres Bruders zusprach, reichte sie ihm mit freundlichem Ernste die Hand und tauschte mit ihm manches traute Wort. Nur mied sie es geflissentlich, allein mit ihm zu sein; und wenn er von seiner nie erkaltenden Liebe und von seiner immer noch jugendlichen Hoffnung mit ihr reden wollte, flehte sie mit einem so schmerzlichen Lächeln, mit einem so entsagungsvollen Blick ihn an, daß unwillkürlich seine Zunge gefesselt ward.

Dennoch mochte sich Kurt nicht von Eisenach trennen. Ohnehin waren die Fürsten und Ritter fast allesammt von ihren einsamen Burgen herabgestiegen und hatten sich inmitten des Volkes niedergelassen. Als nun im Bauernkriege auch das prachtvolle Marienstift zerstört worden war und die deutschen Ordensritter ihre Besitzungen allmälig aufgaben, brachte Kurt von Beymmelberg das Eckhaus käuflich an sich, in welchem Luther als Eisenacher Schüler seine erste Herberge gefunden.

Ach, mit welchen Empfindungen betrat er das Stüblein, wo er so manches Vesperbrod mit seinem jungen Lehrer verspeis't hatte! wie saß er so traurig in den leeren Gemächern und konnte des alten und doch immer neuen Wunsches nicht ledig werden, daß Gertrud Cotta als geschäftige Hausfrau darin walten möge!

Da verbreitete sich plötzlich in Eisenach eine seltsame Kunde. Martin Luther, der Augustinermönch, hatte am 13. Juni 1525 eine aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma entwichene Nonne, Katharine von Bora, als sein Ehegemahl heimgeführt. Ja, er hatte selber dahin gewirkt, daß sie von einigen Torgauer Bürgern mit acht ihrer Schwestern, die „wie Häringstonnen auf einen Wagen geschichtet wurden", bei nächtlicher Weile nach Wittenberg gerettet worden war. „Christus," tröstete er sie „der des Antichristes Reich zerstört, werde ihr Schutzherr sein."

Da brachen die alten Wunden, da ging aber auch wieder der Stern der Hoffnung in des Ritters Brust mit neuem Glanze auf.

Ohne sich lange zu bedenken, zog er in aller Stille mit einem treuen Diener gen Wittenberg. In Luther's theilnehmende Brust wollte er seine Sorgen, seine Wünsche niederlegen. Der Mann, vor dessen Wort des Klosters Pforten sich geöffnet hatten, sollte ihm rathen und helfen.

Luther freute sich gar sehr, als er den trauten Jugendge-

nossen begrüßte. Er führte ihn zu seiner lieben Käthe und sprach, indem er ihr die Hand drückte: „Die Engel sollen über unsere Heirath jauchzen und die Teufel weinen. Ich habe mit Gott ein gar fromm und getreu Weib gefunden, das ich höher achte, als das Königreich Frankreich und der Venedier Herrschaft.“

Und als nun Kurt sein volles Herz ihm öffnete, und als er schmerzlich klagte, daß sich Gertrud Cotta noch immer von ihrem Gelübde gebunden erachte und sich weigere, ihm die Hand zu reichen, obgleich in ihrem Herzen die alte Liebe noch nicht erstorben sei: da holte Luther eine Schrift, die er vor Kurzem abgefaßt hatte, damit sie — wie er sagte — den Bann vollends löse, der die Freundin noch umstricke. Es war sein Büchlein: „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen.“

Dabei versprach ihm Luther, daß er selber nach Eisenach kommen und das Werk vollenden wolle. Denn er habe Seiner Churfürstlichen Gnaden empfohlen, eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation zu verordnen, die im ganzen Land den alten Sauerteig ausfegen solle. Und wenn Gott Leben und Gesundheit schenke, so werde er mit seinem Visitationsgehülfen Justus Menius gen Eisenach ziehen und das Reich der Finsterniß vollends zerstören.

Kurt war darüber hocherfreut. In hellen Flammen loderte das Fünklein der Hoffnung empor.

Auf den Flügeln der Liebe kehrte er in seine neue Heimat zurück, und trat mit freudestrahlenden Blicken vor Gertrud. Als er ihr einen herzigen Gruß vom Doctor Martin vermeldet, reichte er ihr das Schriftchen, das er mitgebracht hatte, und wieß alsbald auf eine Stelle, wo geschrieben stand: „Weil denn Gott kein Dienst gefällt, er gehe willig von Herzen und mit Lust, so folget, daß auch kein Gelübde weiter gelten noch gehalten werden soll, denn sofern die Lieb und Lust da ist,

das ist, sofern der heilige Geist da ist. Darum denn solch Gelübd ohne Lust und Geist geschieht, achtet's Gott nicht und nimmt's nicht an, daß also dieß genugsam Ursach ist, Gelübde und Klöster zu lassen und Jedermann herauszuhelfen in einen andern Stand. — Aergerniß hin und Aergerniß her! Noth bricht Eisen und hat kein Aergerniß."

Und nun fragte Kurt, indem er Gertrud's Hand ergriff, die sie nicht weigerte: „Möchtest Du wieder mit Lust und Liebe in Deine Zelle gehn?"

Sie schwieg lange, indem sie die Augen niederschlug. Dann flüsterte sie, wie verschämt: „Bei Gott, das möchte ich nicht!"

Als er aber weiter in sie dringen wollte, bat sie ihn flehendlich, daß er sie mit ihrem Heiland und mit Luther's Büchlein möge still zu Rathe gehen lassen. Sie wolle nicht widerstreben, wenn es Gottes Wille sei.

So schien der Bann gelös't, der das Herz der Jungfrau bis jetzt befangen hatte. Kurt ehrte ihr Schweigen und ließ sie gewähren. Aber er kam öfter und öfter in Cotta's Behausung und wurde immer freundlicher, immer herzlicher empfangen.

Gertrud's Auge verklärte sich wieder; ihre Wangen färbten sich mit rosigem Anflug, die Scheidewand schien allgemach zu fallen, die sie von der Welt geschieden hatte.

Da kam Luther, wie er verheißen hatte, gen Eisenach, vom Jubel des Volkes begrüßt. Der Bürgermeister, der ihn am Nikolaithor empfangen, führte den hochverehrten Gast unter sein Dach.

Dort fragte er nach seinem alten Stüblein. Das aber hatte Schwester Angelika zu ihrer Zelle erkoren. Indessen ließ er sich nicht hindern, einzutreten.

Die Jungfrau empfing ihn mit Demuth und Freude. Und als die ersten Grüße gewechselt waren, bat sie abermals, wie sie im Kloster einst gethan: „Ehrwürdiger Vater, wollet meine Beichte hören!"

Und Luther hörte ihre Beichte und absolvirte sie von allen Sorgen und Zweifeln.

Nachdem sie lange und eifrig mit einander verkehrt, führte er die schüchterne Jungfrau in das Prunkgemach, wo ihr Bruder nebst dem Ritter Kurt des theuren Gastes harrte.

Und mit feierlichem Ernste legte er die Hände der Liebenden in einander und sprach gerührt: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Es ist die höchste Gnade und Gabe Gottes, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebst, der du darfst all' dein Gut und was du hast, ja Leib und Leben vertrauen."

Darauf begleitete Luther den überglücklichen Kurt in seine Behausung, daß er unter dem altbekannten Dache seine Herberge nehme.

Und unter demselben Dache ward bald darauf ein stilles Hochzeitsfest begangen.

Und als die lieben Gäste bei Tische saßen — unter ihnen der ehrwürdige Johann Braun und der greise Kirchner Conrad Luther — horch', da drangen leise Töne von der Straße herauf. Es waren die Currentschüler der Stadt, die Luther's Triumphlied sangen: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Und als die Töne verklungen waren, sagte Doctor Martin feierlichen Ernstes: „Verachte mir Niemand die Gesellen, die vor den Thüren den Brodreigen singen. Ich bin auch ein solcher Partekenhengst gewesen."

Braun aber hob mit jugendlicher Begeisterung das volle Glas empor und rief: „Und ob die Welt voll Teufel wär', das Reich muß uns doch bleiben!"

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.